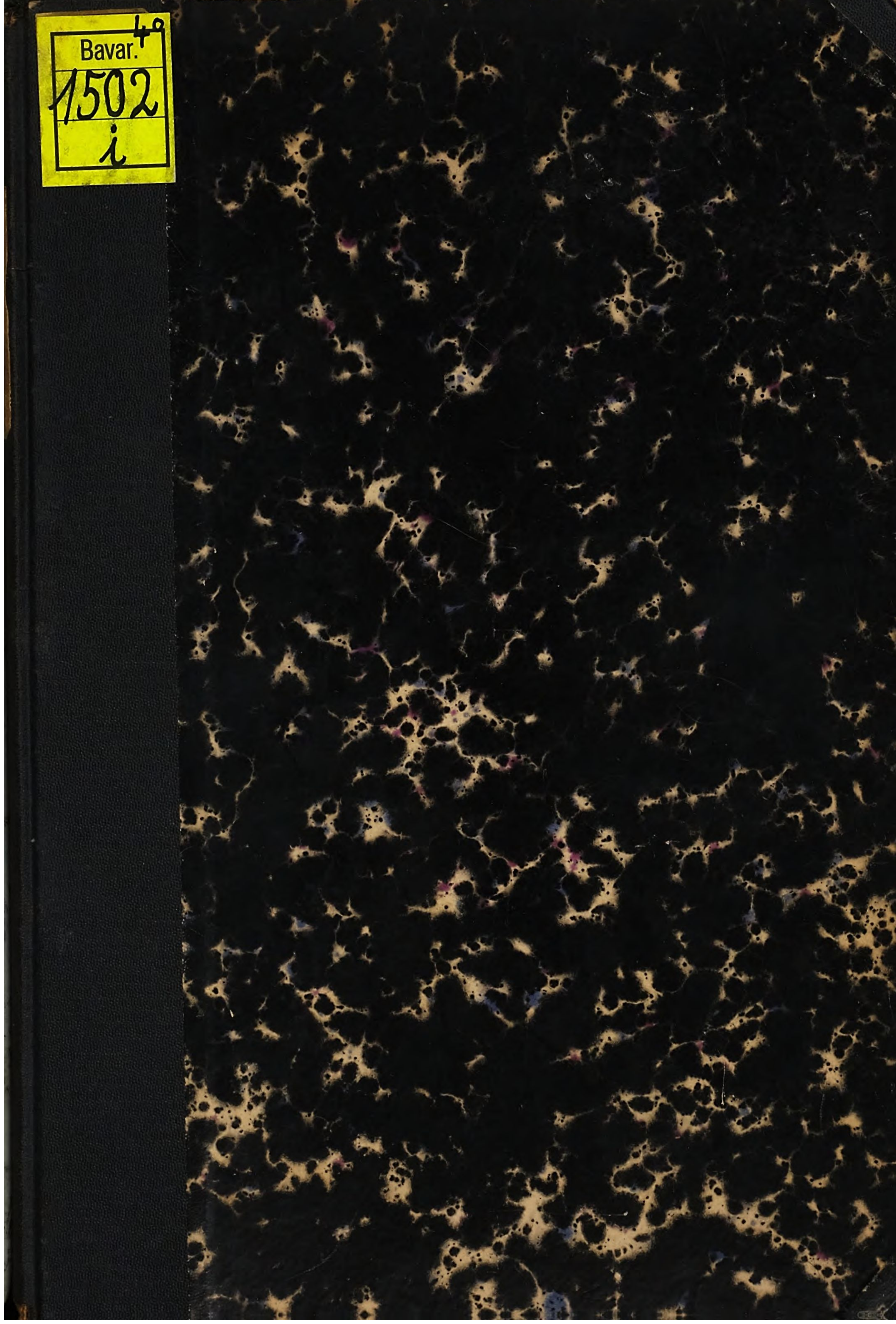


40  
Bavar.

1502

i





4<sup>o</sup> Bavar. 1502<sup>i</sup>

Reinhardtöttnen

Xerokopieren aus konservatorischen  
Gründen nicht erlaubt

Nur im Lesesaal benutzbar



<36633631730011

<36633631730011

Bayer. Staatsbibliothek 







FORSCHUNGEN  
ZUR  
KULTUR- UND LITTERATURGESCHICHTE  
B A Y E R N S.

---

HERAUSGEGEBEN  
VON  
KARL VON REINHARDSTÖTTNER.

---

ERSTES BUCH.

- (**K. v. Reinhardstöttner**, Der kurfürstlich-bayerische Hofpoet Matthias Etenhueber.  
**Joh. Friedrich**, Döllinger und Platen.  
**Siegm. Günther**, Eusebius Amorts Bestrebungen auf astronomischem und physikalisch-  
geographischem Gebiete. (Mit Zeichnung.)  
**K. v. Reinhardstöttner**, Andreas Zaupser. (Mit Bildnis.)  
Kleinere Mittheilungen. (Anton Baumgartner. — Ein poetisches Zeitungswochen-  
blatt in Augsburg.)

---

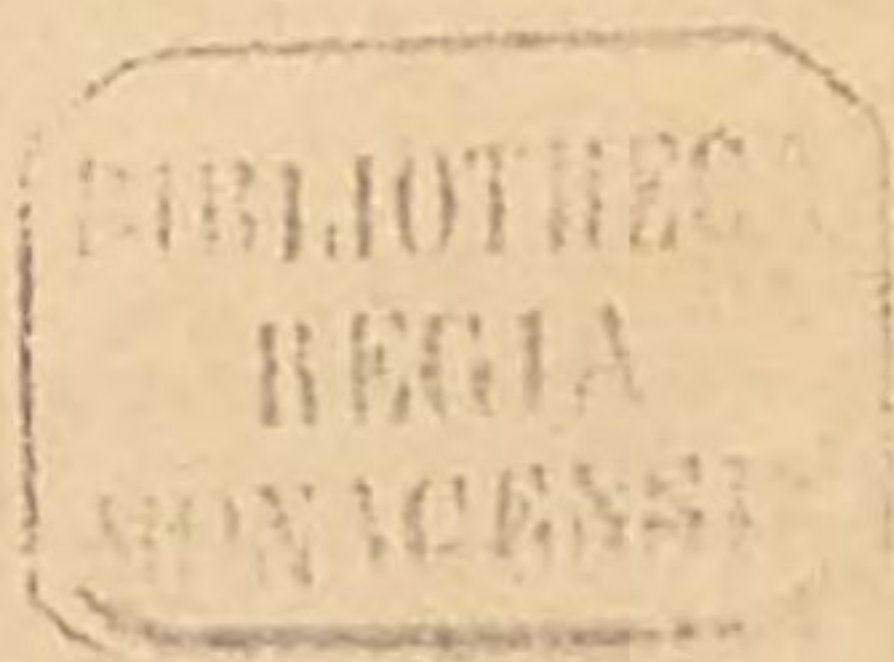
MÜNCHEN UND LEIPZIG 1893.

G. FRANZSCHER VERLAG

JOS. ROTH, KÖNIGL. U. HERZOGL. BAYER. HOFBUCHHÄNDLER.

4478 = Gesch. 1256







## Inhaltsangabe.

---

|                                                                                                                                                                                       | Seite |
|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------|
| Vorwort . . . . .                                                                                                                                                                     | 1     |
| 1. Der kurfürstlich-bayerische Hofpoet Matthias Etenhueber. Von Professor Dr. Karl von Reinhardstöttner . . . . .                                                                     | 7     |
| 2. Döllinger und Platen. Von Dr. Johann Friedrich, o. ö. Professor an der Universität München, Akademiker . . . . .                                                                   | 69    |
| 3. Eusebius Amorts Bestrebungen auf astronomischem und physikalisch-geographischem Gebiete. Von Dr. Siegmund Günther, o. ö. Professor an der kgl. techn. Hochschule München . . . . . | 103   |
| 4. Andreas Zaupser. Von Professor Dr. Karl von Reinhardstöttner                                                                                                                       | 121   |
| 5. Kleinere Mitteilungen (Anton Baumgartner. — Ein poetisches Zeitungswochenblatt in Augsburg) . . . . .                                                                              | 227   |

---



## Berichtigungen.

---

- S. 7 Z. 10 v. u. lies „poet“ st. poete.  
S. 43 Z. 8 v. o. lies „des Abzuges“ st. dem Abzuge.  
S. 69 Z. 15 v. u. lies „hommes“ st. homnes  
S. 83 Z. 11 v. o. lies „selbst“ st. selbt.  
S. 105 Z. 4 v. u. lies „die Erde“ st. die Sonne.  
S. 105 Z. 9 v. u. lies „Verbesserungen“ st. Verbesserungen.  
S. 115 Z. 19 v. o. lies „nuda“ st. nudaë.  
S. 162 Z. 24 v. u. streiche „eine neue — geplant“.  
S. 164 Z. 4 v. u. ergänze „sich vergegenwärtigt,“ vor weiss.  
S. 166 Z. 13 v. u. lies „wohlbegründeten“ st. wohlgegründeten.  
S. 194 Z. 8 v. o. lies „Thompson (Rumford), Babo“ st. Thompson,  
Rumford, Babo.
-



## Vorwort.

---

Der Erforschung der Kultur- und Litteraturgeschichte Altbayerns in allen Jahrhunderten, von den frühesten Tagen bis zur Gegenwart, sind die vorliegenden „Studien“ gewidmet. Ein überreicher Stoff liegt uns auf Jahrzehnte hinaus zur Bearbeitung vor, ein Stoff, dessen Sichtung und Darstellung zwar Mühe und Fleiss in hohem Masse erheischt, der aber — einmal zutage gefördert und entsprechend geschildert — eines Interesses, das weit hinaus über die Grenzen des engeren Vaterlandes sich erstreckt, gewiss nicht ermangeln dürfte.

Mit besonderer Hingabe folgt man seit lange jenen Teilen der Geschichte der Menschheit, welche die kulturelle Seite derselben zu beleuchten imstande sind. Schon Roms grosser Historiker Titus Livius hatte für die Vorzüge einer kulturgeschichtlichen Darstellung ein verständnisvolles Auge; er mahnt in der „Praefatio“ zu seinem gewaltigen Werke den Leser: *„Ad illa mihi pro se quisque acriter intendat animum, quae vita, qui mores fuerint“*.

Keine ob auch scheinbar geringfügige Thatsache, die wir dem Dunkel der Archive entreissen, keine ob auch nur vorübergehende, ja selbst missglückte Bestrebung einzelner Menschen, grosser Körperschaften oder ganzer Volksstämme entbehrt, sowie wir sie im Spiegel ihrer Zeit beleuchten und mit den allgemeinen Anschauungen, den Vorurteilen oder dem Fortschritte der gesamten Periode in richtigen Zusammenhang bringen oder nach neuen Gesichtspunkten hin darzustellen versuchen, des mächtigen Reizes, ein helles Streiflicht auf einen mehr oder weniger umfangreichen Zeitabschnitt zu werfen. Die unbedeutendsten Denkmale des inneren häuslichen Lebens, der bürgerlichen Familie, der arbeitsamen Zünfte, der gelehrten Gesellschaften, der Schulen und Klöster bilden hochwichtige Materialien zum vollständigen Ausbaue der Geschichte verschiedener Zeiten und Stände, der jeweiligen Ideen, die Kirche und Staat, Fürsten und Völker, Klerus



und Laien beherrschten. Immer klarer wird das Denken und die Anschauungsweise ferner Tage vor unser Auge treten, immer tiefer der Blick in das Haus des kleinen Mannes, die Werkstätte des Arbeiters, die Zelle des Forschers, die Stätten der Wissenschaft, den Hof des Herrschers verflossener Jahrhunderte dringen, immer vertrauter werden wir mit dem Fühlen längst entschwundener Epochen werden. Indem die Kulturgeschichte auf solche Weise das Denken und Treiben des ganzen Volkes mit allen seinen Ständen, der höchsten wie der niedrigsten, der gelehrten wie der nicht gebildeten, bis ins kleinste uns verstehen lehrt, indem sie uns mitten in Zeiten versetzt, die doch weit von den unsrigen liegen, erfüllt sie eine der schönsten und gewaltigsten Aufgaben. Sie mildert die Gegensätze, indem sie die historischen Thatfachen im Spiegelbilde ihrer Zeit beleuchtet und dieselben aus dem innersten Denken des Individuums und der damals herrschenden Anschauung seiner Epoche als naturgemässe erklärt, ein Bestreben, das wirklich zu dem so oft angezogenen *sine ira et studio* des Tacitus führen muss. Was auf den ersten Blick und der blossen Erzählung nach nur Kampf und Hass zu sein scheint, erweist sich als der notwendige Ausfluss verschiedener Meinungen, deren Verfechtung mit der ganzen Kraft seines geistigen Vermögens jedem einzelnen eine heilige und darum gewiss auch aner kennenswerte Pflicht war. Wir durchschauen die wirkenden Triebfedern der grossen, bekannten Ereignisse; wir lernen die Menschen und ihre Äusserungen in der Geschichte objektiv, so wie sie thatsächlich sind, beurteilen.

Verhältnismässig enge begrenzt ist allerdings die Fläche, deren kulturellen Entwicklungsgang von Jahr zu Jahr mehr zu beleuchten, Aufgabe dieser „Studien“ werden soll. Allein die Geschehnisse des altbayerischen Landes waren so abwechslungsreich, seine Erlebnisse in guten und schlimmen Tagen so mannigfach und vielgestaltig, dass manches grössere Reich schwerlich ähnliche aufzuweisen hat.

Zeitig dem Christentume gewonnen, sah Altbayern in Chiemsee und Tegernsee frühe bereits segensreiche Schulen wirken. In Tegernsee, wo man um das Jahr 1000 eifrig der Glasmalerei oblag, wo Fromund um dieselben Zeiten seine Fabeln erzählte, Wernher seine ernstesten Hymnen ertönen liess, arbeitete später seit dem Abte Quirin dem Zweiten († 1594)\*) eine von Kaiser Max dem Zweiten (1575) bestätigte Druckerei, und treffliche Erzeugnisse, was den Inhalt und besonders die Ausstattung betrifft, gingen aus derselben hervor.

\*) Thesaurus Anecdotorum, Tom. III. P. III. S. 558.



Bischof Anno von Freising konnte dem Papste Johannes dem Achten (872—882) nach Meichelbecks Bericht (I, 136) eine wohlgebaute Orgel und einen gewandten Spieler mit ihr senden. Der Priester Laidrad († 806) am Hofe Karls des Grossen ist einer der ältesten theologischen Schriftsteller Bayerns.

Die kriegerischen Ereignisse aller Jahrhunderte brachten Altbayerns Volk und Land in vielfältige Berührung mit Fremden. Die Teilungen der Erbländer im Hause Wittelsbach hatten einen gewissen Wettstreit der verschiedenen Hauptstädte dieser kleinen Reiche zur günstigsten Folge. Als (1506) mit dem Primogeniturgesetze Bayern ein ungeteiltes Herzogtum wurde, da hatten alle diese vormaligen Residenzen bereits eine beachtenswerte Kulturentfaltung hinter sich. Was die grossartigen Sammlungen Albrechts des Fünften wirkten, zu welcher Berühmtheit allenthalben seine Bibliothek gelangte, dass welsche Musiker — unter ihnen der unvergängliche Orlando di Lasso — an seinem Hofe wohlgeschulte Orchester und mit der römischen Kapelle rivalisierende Chöre dirigierten und komponierten, ist allbekannt. Grosse kirchliche Bauwerke, wie die Michaelskirche, kennzeichnen die Regierung Wilhelms des Fünften; ja selbst die schwere Zeit des dreissigjährigen Krieges hatte Bayerns tiefgewurzelte Kultur nicht mehr völlig untergraben können.

Dem schönen Süden nahe, fühlten Bayerns Fluren den Hauch italienischer Kunst und welscher Art über sich hinwehen, und als mit Adelheid von Savoyen (1652) eine förmliche italienische Kolonie ins Land zog, da traf sie gewissermassen eine zweite Heimat in Bayern an. Dort lachte ihr die Pracht ihrer heimatlichen Baustile, der Duft ihrer südlichen Gärten entgegen; es begrüsst sie die Klänge ihrer grossartigen Tondichtung.

Wohl murrte der biedere Altbayer ob der italienischen Überflutung nicht minder, als er später unter Maximilian dem Zweiten Emanuel wegen des französischen Geistes, der alles zu erdrücken drohte, sich zu beklagen Grund fand. Jedoch nicht spurlos konnte an der Entwicklung der Kunst und des Wissens in Bayern dieser mächtige Einfluss vorüberziehen, den die hervorragendsten Kulturnationen Europas auf die altbayerischen Lande so nachhaltig ausübten.

Allein nicht bloss die fremde Kunst und Sprache hatte der Altbayer, bald willig, bald widerwillig, auf sich wirken lassen müssen; er war selber in den verschiedenen Jahrhunderten draussen in fernen Landen gewesen. Mit Ungarn und Avarn, mit Schweden und Franzosen, Kroaten und Panduren hatte er blutige Bekanntschaft gemacht.



Mit dem Feldhauptmann Kaspar von Winzer hat mancher bayerische Landsknecht vor Pavia (1525) gekämpft und den stolzen französischen König gefangen genommen; mit Johann von Werth waren viele tollkühn tief nach Frankreich eingedrungen; vor Belgrad (1688) hatten die Bayern den Streit mit den Türken siegreich bestanden und den Halbmond furchtlos ins Auge gefasst. Von alledem wussten sie daheim in der traulichen getäfelten Stube Kindern und Kindeskindern an langen Abenden zu erzählen, und ihr belehrendes Wort fand neugierige Lauscher. Wie mächtig muss der Einfluss solcher Erlebnisse auf die kulturhistorische Entwicklung des kleinen Landes gewesen sein! Sie spiegeln sich in Wort und Sage, Volkslied und Witz, Kunst und Kunstgewerbe bis auf den heutigen Tag wider.

Selbst der schwere Kampf der religiösen Spaltung hat in Altbayern manche Frucht gezeitigt. Hier, wo der alte Glaube zu tief wurzelte, um der neuen Meinung leicht Raum zu gewähren, schloss man sich enge zusammen, und es entwickelte sich eine förmliche Nachblüte des Humanismus der italienischen Renaissance. Es war eine in ihren Folgen nicht zu unterschätzende Opposition, die man dem Luthertume entgegenhielt, als man in Altbayern die antiken Sprachen und ihre Litteraturen mit hingebendster Liebe pflegte. Doch als es zwei Jahrhunderte später galt, der Unterdrückung der freien Geistesbewegung aufs entschiedenste entgegenzutreten, da griff das altbayerische Volk zur einzig sicheren Waffe — zur Gelehrsamkeit, zur anerkannten Macht des Wissens. Gelehrte Gesellschaften traten hier und dort erfolgreich auf, bis endlich die Akademie der Wissenschaften den Zeitpunkt bezeichnet, wo es einer zeitgenössischen Stimme zufolge licht wurde.\*)

Wohin darum der Forscher auf altbayerischem Boden sein Auge lenkt, ob er die Baudenkmale, die gelehrten Anstalten, die Kunstsammlungen und Bibliotheken, die Klöster, Stifte und Schulen, die Universitäten beschaut, ob er die Kämpfer auf geistigem Gebiete, welches immer ihre religiöse und politische Richtung war, eingehender schildert, überall findet er die anziehendsten Kulturbilder in Menge, allenthalben Beweise hohen Kunstsinnes und bescheidenen stillen Schaffens altbayerischer Geister, das, neu beleuchtet, ganze Zeitabschnitte, und unter diesen nicht selten arg verkannte, in ein vorteilhaftes Licht zu setzen geeignet ist und vom kulturgeschichtlichen Standpunkte aus die höchste Beachtung verdient.

Dabei sind die meisten Einzelheiten neu, da sie nur wenig berücksichtigt wurden und bescheiden vor manchen zurücktraten, die

---

\*) Annalen der Baierischen Litteratur 1781. I, S. 2.



eine selbstbewusstere Sprache redeten. Wie erwähnt, der Fachmann auf allen Gebieten, der Historiker, der Forscher auf dem Boden der Politik, der Rechtskunde, der Kirchengeschichte, der Kunstgeschichte, der hohen und niederen Schulen, der Pädagogik, der exakten Wissenschaften, der Kriegsgeschichte, des Handels und Gewerbes u. s. w. wird noch lange Jahre mit reicher Ausbeute für die Kulturgeschichte des deutschen Südens seine Kraft den Studien über Altbayern widmen.

Ein ganz besonderes Augenmerk verdient aber neben der Kulturgeschichte diejenige der deutschen Litteratur in Altbayern. Seit Jakob Baechtold sein treffliches Werk „Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz“\*) begann und sich vornahm, „die Schicksale der deutschen Litteratur in der Schweiz bis zum Anfange des neunzehnten Jahrhunderts zu erzählen“, bleibt es eine Pflicht der verschiedenen deutschen Stämme, der deutschen Litteratur in ihrem engeren Lande nachzuforschen. „Eine solche Geschichte“, äussert sich Baechtold, „wird festzustellen haben, was das kleine Land von der Mutternation empfangen, und was es derselben gegeben hat“. Auch andere\*\*) Gelehrte haben den Wert ähnlicher Forschungen wiederholt anerkannt. Diese von Baechtold gestellte Aufgabe wollen nun auch wir langsam für Bayern beginnen und mit der Zeit zu lösen suchen. Dass dieselbe nicht allzu dürftig wird, haben manche treffliche Versuche\*\*\*) bereits bewiesen. Hier, wo das Wessobrunner Gebet in grauer Vorzeit entstand, wo Helden der Nibelungensage und des Rolandsliedes hausten, wo wir den Spuren Wolframs von Eschenbach und Walthers von der Vogelweide folgen, wo Minnesänger, wie Nithart Fuchs von Reuenthal, ihr Heim hatten, wo spät noch (1478) Ulrich Fueterer zur alten Artussage griff, wo Aventin mit vielen, selbst von Leibnitz gefeierten altbayerischen Geschichtsforschern wirkte, wo auch die neuere Zeit bedeutende Epigonen der Klassiker, wie Platen, nicht entbehrt, wo Richard Wagner sein geniales Werk vollendete, ist es, wie kaum irgendwo, lohnend, die deutsche Litteratur systematisch zu verfolgen. Bildet ja doch das vaterländische Drama, wie es in Altbayern gepflegt wurde, allein schon einen ansehnlichen Teil der litterarischen Bestrebungen in Deutschland um das Ende des achtzehnten Jahrhunderts.

Gilt es auf diese Weise, die Pflege der Kunst und Wissenschaft, der Dichtung und Litteratur bei einem deutschen Volksstamme klar

---

\*) Frauenfeld (Verlag von J. Huber 1887).

\*\*) Z. B. Max Koch im „Jahrbuch für Münchener Geschichte“ IV, 17.

\*\*\*) Z. B. H. Holland, Geschichte der altdeutschen Dichtkunst in Bayern. (Regensburg 1862.)



zu legen, so ist eine solche Thätigkeit, wenn sie wissenschaftlich und historisch betrieben wird, unendlich weit davon entfernt, ein partikularistisches Werk zu fördern. Wenn der von Fachleuten auf allen Gebieten des Wissens und der Kunst zu liefernde Nachweis dessen, was zu jeder Zeit in altbayerischen Landen für die gesamten Künste und die einzelnen Wissenschaften geschah, geeignet ist, dem Lande bei dem deutschen Volke eine ehrende Anerkennung zu verschaffen; wenn es der objektiven Détailforschung gelingt, lange gehegte gehässige Vorurteile an der Hand der geschichtlichen Thatsachen allmählich zerstieben zu lassen, zu herbe Urteile zu mildern, dunkle Perioden in das richtige Licht zu setzen und die Bethätigung des altbayerischen Stammes innerhalb mehr als eines Jahrtausends als eine kulturell hochwichtige hinzustellen; wenn wir die zahllosen Geister, die sich für die Freiheit des Wissens, Verbreitung von Kenntnissen, Fortschritt auf allen Gebieten unermüdlich hier regten, und deren opferreiches Ringen um so dankenswerter ist, je heftiger sie dabei in Kämpfe mit übermächtigen Gegnern gerieten, zur gebührenden Ehre bringen, dann hebt sich mit dem Lobe des einzelnen Stammes auch das des ganzen deutschen Volkes.

Dass aber die Forschung in Altbayern nach fast allen Seiten hin zu überaus erfreulichen Resultaten führt, sieht jeder, der den Weg derselben betritt. Ja, wir möchten, um nochmal auf Livius zurückzugreifen, sein patriotisches Wort zu dem unsrigen machen: „*Ceterum aut me amor negotii suscepti fallit, aut nulla umquam res publica nec maior, nec sanctior, nec bonis exemplis ditior fuit*“.

München, Oktober 1892.

Prof. Dr. K. v. Reinhardstöttner.



## Der kurfürstlich-bayerische Hofpoet Matthias Etenhueber.

Von

Karl von Reinhardstöttner.

---

**Z**u den vielverkündenden Ämtern, aus welchen die Mächtigen der Erde ihren prunkenden Hofstaat zusammenzusetzen wussten, zu den Würden der Marschälle, Truchsesse und Mundschenken, der Zereemonien-, Stall- und Kapellmeister, und wie sie alle heissen mochten, zählte mitunter auch jene des besoldeten Dichters. Es war dies entschieden gegen die Absicht des Vaters der Götter, der bei Schiller <sup>1)</sup> die Welt bereits vergeben hatte, als der Dichter um den ihn treffenden Anteil vor ihn trat, und der ihn nur noch einladen konnte, im Himmel mit ihm zu leben, welcher ihm dafür offen stehen sollte, so oft er sich ihm zu nahen gedächte. Der Hofpoet im Kreise der übrigen Kronbeamten erinnert darum nur allzusehr an „Pegasus im Joche“.

Man hat die ersten Hofdichter in ziemlich frühen Zeiten suchen wollen<sup>2)</sup>. Wenn Hélinand <sup>3)</sup> am Hofe des Königs Philipp August II. von Frankreich (1180—1223) ein derartiger war<sup>4)</sup>, dann darf man sich wohl auch des mutigen Taillefer im Normannenheere erinnern<sup>5)</sup>, und Nithart Fuchs von Reuenthal <sup>6)</sup> am Hofe Friedrichs II. von Österreich des Streitbaren (1230—1246)<sup>7)</sup> mag nicht minder als solcher gelten. Im eigentlichsten Sinne des Wortes besitzt indessen nur England in seinem poet laureate einen Hofdichter bis auf den heutigen Tag, ob man die Reihe derselben mit dem ersten Auftreten von „des Königs Versemacher“ (the king's versifier) um das Jahr 1251 <sup>8)</sup> oder sicherer mit John Kay unter Eduard des Vierten (1461—1483) Regierung beginnen will<sup>9)</sup>.

Doch auch an Deutschlands Höfen finden wir, freilich nur sehr vereinzelt, angestellte Hofdichter.

Am kurfürstlich-sächsischen Hofe gab es deren, und bekannt ist ja der überaus gewandte Reimer Johann von Besser <sup>10)</sup>, (geb. den 8. Mai 1654, gest. den 10. Februar 1729), für dessen höfischen Gesang



Preussens strenger König Friedrich Wilhelm der Erste (1713—1740) trotz der Verdienste, die er sich um seinen Vater Friedrich den Ersten erworben hatte, so wenig Sinn besass, dass er ihn fast unmittelbar nach seiner Thronbesteigung seines Dienstes enthob. Dem armen Poeten wäre ein trauriges Alter in Aussicht gestanden, hätte sich nicht Sachsens galanter Kurfürst, der König von Polen Friedrich August der Zweite, (1694—1733)<sup>11)</sup> seiner erbarmt und ihn gnädigst (1717) zu sich berufen.

Indes auch Bayern besass achtzehn Jahre lang einen kurfürstlichen Hofpoeten, sodass unser Vaterland selbst diese Würde aufzuweisen hätte, falls jemand in dem Mangel derselben etwa eine Verkürzung anderen deutschen Stämmen gegenüber zu erblicken versucht wäre. Unser Matthias Etenhueber — allerdings der einzige, den in Bayern diese Ehre schmückte, — konnte sich mit allem Grunde „seines allerdurchlauchtigsten Herrn Kurfürsten allerunterthänigst privilegiert unbezahlten Hofpoeten“ nennen, als den ihn Franz Trautmann<sup>12)</sup> in seiner trefflichen Laune sich dem letzten deutschen Kaiser Franz II. (1792—1806), da er in München weilte, vorstellen lässt<sup>13)</sup>.

Er war ein guter Münchener, dieser Hofdichter Etenhueber, und sein echt bajuwarischer Name ist noch heute hier nicht erloschen. Wohl aber ist sein Andenken wenig gefeiert worden. Vergeblich sucht man in den Archiven des Staates und der Stadt um Erinnerungen an sein Leben und Wirken; sie weisen keine Spur seines Namens auf. Die spärlichen Mitteilungen über seine irdische Laufbahn verdanken wir ausschliesslich Westenrieder<sup>14)</sup> und Baader<sup>15)</sup>, denen in seinem kurzen Hinweise auf einige Oden Goedeke<sup>16)</sup> folgt. Kein biographisches Wörterbuch, kein Dichterlexikon, keine Enzyklopädie, die doch so manchen geringeren Namen nennen, gedenkt des fleissigen Reimers mehr. Erst im Jahre 1864 gelangte unser verdienstvoller bayerischer Dichter Hermann von Schmid<sup>17)</sup> (1815—1880) in seinen Studien der heimischen Zustände in früheren Jahrhunderten an die Gestalt des Hofpoeten und setzte ihm zwei Denkmale in dem gleichen Jahre. In der Erzählung „Im Morgenroth“, die in Otto Jankes deutscher Romanbibliothek<sup>18)</sup> erschien, führt er im zweiten Kapitel den Hofdichter mit dem ganzen stolzen Selbstbewusstsein, das dieser Titel verleihen mochte, in einer Audienz bei Lori (1723 — 1783)<sup>19)</sup> ein, und im „Heimgarten“<sup>20)</sup> widmet er ihm auf einigen Seiten eine biographische Darstellung, die, gestützt auf Westenrieder, ein gelungenes, wahrheitsgetreues Bild des durch frühzeitiges Lob verdorbenen Mannes zu entwerfen unternimmt. Gewiss hat Schmid recht, wenn er zu dem



Schlusse gelangt, Etenhueber sei nicht unwert, der gänzlichen Vergessenheit entrissen zu werden.

Mag es bei Horaz als ironisches Wort gelten, wenn er von sich sagt:

paupertas impulit audax,

Vt versus facerem<sup>21)</sup>,

bei Etenhueber war es bittere Wahrheit; doch der Fluch jener „von der Armut erzeugten“ Dichter, die, um mit Ben Jonson zu sprechen, „weder Kunst noch Natur zu jenem Berufe“ geschaffen hatte<sup>22)</sup>, traf bei ihm nicht völlig zu. Etenhueber hätte es ohne Zweifel weiter bringen können; allein ihm fehlte es an einer gediegenen Grundlage.

Das Wort Voltaires, dass man „mit so vielem Gepäck nicht auf die Nachwelt“ gelange<sup>23)</sup>, ist bei ihm buchstäblich zur Wahrheit geworden. Seine Schriften, die Folianten füllen, sind nicht einmal in der k. Hof- und Staatsbibliothek vollständig vorhanden. Diesen Mangel, „seine Werke irgendwie versammelt zu finden“, beklagt schon Westenrieder<sup>24)</sup>. Bald fehlt hier, bald dort ein Blatt, ein Gelegenheitsgedicht, eine Nummer seiner Zeitung, einer Erscheinung, welche man im modernen Griechenland mit dem trefflichen Namen „Ephemeris“ bezeichnet — Eintagsgeschöpfe. In Zeitungsblättern und Gelegenheitsgedichten, Erzeugnissen, die gewiss kein Schriftsteller zu seinen gelungensten Gaben rechnen darf, erschöpft sich des darbenden Litteraten ganze Thätigkeit. Wohl stand er an Talent manchem, der ihn über die Achsel ansehen mochte, durchaus nicht nach; allein der Sprung auf die gewünschte Höhe gelang ihm nicht mehr. So verblieb er, grollend auf die begünstigteren Söhne des Glückes, mit einer gewissen Geringschätzung auf manchen seiner Studiengenossen blickend, der es trotz geringerer Befähigung durch Fleiss und Ausdauer zu einer ansehnlichen Stelle gebracht hatte, bei seinem täglich neu gezäumten Pegasus. Wie so mancher Virtuose sich mit Mozarts und Beethovens Armut tröstet und sich in den beglückenden Wahn hineinlebt, schon die Not des Daseins rücke ihn diesen grossen Geistern näher, so nährte auch Etenhueber seinen Stolz mit dem steten Hinweise auf die entsagenden Söhne Apollos, die fast alle gedarbt und Elend geduldet hätten. Es ist ein beseligender Wahn gewesen, ohne den ihn die Last des Daseins vielleicht erdrückt hätte. Er hielt sich für einen echten, berufenen Sohn des Dichtergottes, für einen der wenigen wirklichen Poeten in einer Zeit, wo „die sonst sehr selten geweste Seuche: das Autor-Fieber genannt“<sup>25)</sup> so mächtig um sich griff. Dieses gewaltige Bewusstsein, das auch an verschiedenen Stellen und bei mannigfachen Gelegenheiten zum Durchbruche gelangt, ist entscheidend



für Etenhuebers Schicksal. Es entfremdete ihm einerseits die besseren der Nation, die vorwärts strebten in einer Periode, wo, wie sich ein Zeitgenosse Desiderius Schneid<sup>26)</sup> kühn genug ausdrückt, man „von Jahr zu Jahr zur heutigen Aufklärung (!! ) emporstieg, die das Ausland bewundert“<sup>27)</sup>; anderseits gab es ihn mehrmals teils dem offenen Spotte, teils der stillen Lächerlichkeit preis; vor allem aber hielt es ihn ab, an sich selbst mit kritischem Blicke heranzutreten, der neuen Richtung der deutschen Poesie sich zuzuwenden und mit dem Veralteten kühn zu brechen. Dass der arme, auf Lob und Anerkennung seiner Mitwelt in des Wortes vollster Bedeutung angewiesene Dichter keinen Schritt nach vorwärts that und sich in seine nur ihm selbst schädliche Selbstzufriedenheit hüllte, an welcher er zu grunde ging, ist wahrhaft tragisch und an einem Manne zu bedauern, der nicht nur als Gelegenheitsdichter die meisten Zeitgenossen weit überragte<sup>28)</sup>, sondern auch Begeisterung und Talent genug besass, um unter den besseren seines Volkes<sup>29)</sup> zu stehen, um wenigstens, wie T. Tasso sagt, „unter den ersten der zweite zu sein“.

Ist er dies aber auch nicht geworden, so lohnt es sich immerhin nach mancherlei Gesichtspunkten, sich mit ihm zu beschäftigen; denn Westenrieder behauptet von seinen Schriften mit vollstem Rechte: „Zur Litteraturgeschichte gehören sie, als Werke, die gefallen haben, immerhin“. 30)

Wie bemerkt, waren keinerlei archivalische Anhaltspunkte zu gewinnen, um ein Lebensbild Etenhuebers aus ihnen zusammenzustellen; es müsste aber ein herzlich schlechter Lyriker sein, der nicht so viel des Subjektiven in seine Werke einfließen liesse, um nicht daraus sein Denken und Fühlen und somit den interessantesten Teil seines Wesens erraten zu lassen. So ist es auch mit Etenhueber. Seine Werke enthalten sein ganzes Dichten und Denken; an ihrer Hand können wir den Poeten durch alle Stürme des Daseins, durch die wenigen Triumphe, die er erlebte, durch all die Not, deren Beute er sein Leben lang war, treulich geleiten.

Matthias Etenhueber ist nach allgemeiner Angabe am 3. Februar 1720 zu München geboren. Meine Versuche, die Richtigkeit dieses Datums zu belegen, sind erfolglos geblieben. Die Pfarrmatrikeln von U. L. Frau enthalten keinen Eintrag über die Geburt des Matthias Etenhueber; ebenso wenig jene der Pfarrei zu St. Peter. 31) \*)

\*) Wiederholt erfülle ich die angenehme Pflicht, dem hochwürdigen Herrn Domkapitular und Dompfarrer Dr. Kagerer, sowie dem hochwürdigen Herrn



Der Knabe kam in die Schule der Jesuiten<sup>32)</sup>, wo er selbstverständlich sich gründliche Kenntnisse im Lateinischen erwarb und fröhe schon der Dichtung in dieser Sprache mit besonderem Erfolge oblag. Einer solchen lateinischen Dichtung, die den grossen Residenzbrand in München als Gegenstand hatte, gedenkt Westenrieder<sup>33)</sup>, als einer poetischen Kundgebung, „die von einem jungen Mann noch viel Gutes erwarten liess“. Etenhueber schrieb solche lateinische Verse ziemlich leicht; denn den Horaz und Vergil, Ovid, Properz, Tibull u. s. w. konnte er nach Westenrieders Bericht<sup>34)</sup> beinahe wörtlich auswendig. Welch schweren Kampf die deutsche Muttersprache mit der klassischen zu bestehen hatte, lässt sich heute nur noch ahnen. Als im Jahre 1772, aus den Reihen der Gesellschaft Jesu selbst heraus, eine „Öffentliche Prüfung über die Dichtkunst, welche die Schüler der ersten Rhetorik sind gelehret worden“, erschien, da lässt sich das „Churbaierische Intelligenzblatt“<sup>35)</sup> vernehmen: „Was? eine Dichtkunst **im Deutschen?** eine rein deutsche Zergliederung in dieser Kunst? — und diess in des Vaterlandes eignen Gymnasien, in lateinischen Schulen? Beynahe dürften Ovids Verwandlungen zur Geschichte werden. — Welch eine Ehre für unsre Muttersprache! Sie wird es noch in Jahrhunderten mit Dank erkennen. Sie, die gute deutsche Sprache, die in unseren Schulen von den Griechen und Lateinern; ja sogar von den Franzosen, bisher so viel Ungemach, so viel Verachtung erlitten hat. Gelobt sey der Herr! der uns im Jahre 1772 Gnade und Licht gegeben, in den Zeitpunkt einzutreten, den schönen Wissenschaften ein besseres Kenntniss zu gönnen, und sie in deutscher Sprache zu behandeln. Weg jetzt mit der alten Leyer: „Lutherisch deutsch: will man uns Baiern zu Sachsen machen?“ Man dürfte sich wohl diessfalls glücklich schätzen, es zu seyn: gleichwie in der Sprach- und Schreibkunst unter Ludovico Bavaro Baiern das Muster war für die übrigen deutschen Staaten“.

Als sich ein Blatt noch in dieser Weise äussern konnte, zählte Etenhueber bereits über fünfzig Jahre. Auch sein Herz stand auf seiten jener, welche die klassischen Sprachen ungleich höher als die Muttersprache schätzten; allein er musste gezwungen zur deutschen Zunge greifen, die allein ihm Ehre und — Brot versprach. Oft freilich gelang ihm dies nur schlecht. Er hatte ja eine andere Erziehung hinter sich.

---

Andreas Klotz, ersten Kooperator des kath. Stadtpfarramts St. Peter, für ihre umfangreichen, überaus freundlichen Mitteilungen öffentlich meinen wärmsten Dank auszusprechen.



„Eine richtige Darstellung der Natur, Reinigkeit der Sprache“, sagt Westenrieder<sup>36)</sup>, „wurden weder gekannt noch gesucht, sondern das höchste war ein witziger Einfall, der etwas zu lachen gab, in Reime gebracht, ein künstliches oder mühsames Spiel mit Worten, Zahlen u. dgl. und die schwere Sünde, die nachher so vielen ihre Ruhe kostete, etwas besser, denn andere, denken oder machen zu wollen, war kaum noch geahndet“.

Etenhuebers frühe dichterische Erfolge zogen ihn höchst wahrscheinlich von ernsten Studien ab; keiner Wissenschaft wandte er sich völlig zu; nur der Dichtung galt sein Streben, und es schien manchmal, als ob er keine unrichtige Bahn betreten habe. Die äusseren Ehren, mit denen man ihn überhäufte, erhöhte der Dank der Kaiserin Maria Theresia, welche den Dichter mit einer goldenen Medaille ausgezeichnet hatte. So blieb er denn der Dichtung treu, indem er kein Fest, das an den Höfen der Grossen gefeiert wurde, vorübergehen liess, ohne seine Ode ertönen zu lassen. Viele derselben sind, wie Westenrieder ganz richtig<sup>37)</sup> bemerkt, „in Absicht auf den fließenden Vers und wohl auch zuweilen in Absicht auf das innere Wesen, stille Kennzeichen seines im Elend der Litteratur verunglückten Dichtergeistes“.

Mehr als je hielt man in jenen Tagen von dem Mäzenatentume. Die Gedanken dieser Zeit verrät ein Gedicht, das im Jahre 1770 ohne Namen des Verfassers im Intelligenzblatte<sup>38)</sup> erschien, und das den Titel „Der junge Prinz!“ führt. Ein junger Prinz hatte von seinem Oheime zweihundert Pistolen erhalten „mit der Ermunterung, damit wohl umzugehen“. Nach einiger Zeit frägt der Onkel, wo die Summe sei, und der Prinz erwidert freudig, er habe sie wohl verwahrt und noch nicht angetastet. Zornig wirft der Oheim das Geld auf die Gasse und ruft dem erstaunten Prinzen zu:

„Lernt die Kunst, das Geld besser anzuwenden,  
Ein Prinz hat darum viel in seinen Händen,  
Damit er vielen nutzen kann.  
Bestimmte euch die Vorsicht nicht,  
Fleiss und Kunst, die Arbeit zu belohnen?  
Für Geitzige gehören keine Kronen,  
Kommt mir nicht mehr vors Angesicht“.

Die Sprache war wohl deutlich genug für alle berufenen Mäzenaten. Die Anschauungen des Ungenannten waren aber voll und ganz auch jene Etenhuebers; kein Ereignis ging vorüber, das er nicht poetisch mitgeföhlt hätte; er war der Mann dazu, um die allgemeinen Geföhle in Reime zu bringen, um, wie ihn Franz Trautmann dem Kaiser Franz



trefflich sagen lässt, auszudrücken, „was sowohl **ich** Submississimus als sämtliche Münchner bei allerhöchst dero Besuch der bayerischen Haupt- und Residenzstadt . . . empfinden“. <sup>39)</sup>

Als der Markgraf von Baden Ludwig Georg sich mit der Herzogin Maria Josepha verlobte (1755), da griff Etenhueber zur Leier. <sup>40)</sup> „Jetzt, da es von Poeten wimlet“, wollte er nicht zurückbleiben; die hohen Brautleute mögen wohl dem Dichter „ein unverdients doch günstigst Ghör schenken“; denn:

„Für einen Bayrschen Reimen-Schmide  
Ist es genug, wann er mit Friede  
Nach seiner rauhen Mundart schreibt“.

Seiner bayerischen Herkunft, die ihm den Zutritt zu den Höfen des Parnasses nicht in aller Augen unbestritten zu gewähren schien, gedenkt er öfter in satirischer Weise; so im Martialischen Siebenschläfer an Daun, wo er klagt:

„Nur eines schmerzet mich, o grosser Helden-Mann!  
Dass Dich mein heissrer Mund nicht recht besingen kann,  
Doch gieb nicht mir die Schuld, gieb sie der Himmels-Gegend,  
Allwo kein Dichter-Feur das Blute macht bewegend,  
Denn, wie ein Wiener sagt, kan es ohnmöglich seyn,  
Dass sich ein dummer Bayr stellt bey der Dicht-Kunst ein,  
Nur Sachsen, Sachsen ist das Stammhauss der Poeten,  
Gnug wenn man am Parnass uns lässt den Blaspalg treten.  
Ein Bier-Schlauch und Poet! Der Bayr ein Musen-Sohn!  
O dieses wär zu viel für eine Nation  
Die nach der Heffe riecht, wie soll in unsern Magen  
Der reine Dichter-Fluss sich mit dem Schleim vertragen“.

Die Beschuldigungen des bayerischen Bieres kehren bei Etenhueber häufig wieder und werden uns nochmal beschäftigen. Indessen empfiehlt auch das Intelligenzblatt <sup>41)</sup> einmal Klopstocks Gedichte jenen, welche die „Stärke des Geistes schätzen“; „doch nicht jene Stärke des Geistes, die man im braunen Biere aufzusuchen pflegt. Welche nur diese Stärke des Geistes kennen und preisen: für die ist Klopstock nicht“.

Derselben Fürstin, der Tochter Karls des Siebenten, schrieb Etenhueber einundzwanzig Jahre später ihr Totenlied, eine Traueroode, als sie am 7. Mai 1776 als Witwe (seit 1761) in München starb. Das Gedicht, das selbst Etenhuebers Gegnerin, das Intelligenzblatt, als „sehr schön und rührend“ bezeichnet, findet sich dort ganz abgedruckt. <sup>42)</sup>

Wohl mehr als zehn Jahre hatte Etenhueber sich den Herrschern der Welt bemerkbar gemacht, als ihm, vermutlich gegen das Ende



von 1763, die Ehre widerfuhr, zum kurfürstlichen Hofpoeten ernannt zu werden. In der ersten Nummer seiner Wochenschrift vom 1. Januar 1764 nennt er sich zum ersten Male so. Dass ihm diese Auszeichnung von manchem nicht gegönnt wurde, ihm vielmehr teils Neid, teils Spott eintrug, zeigt unter anderm die Nummer 16 der *Materialien*<sup>43)</sup> vom 21. Dezember 1773, wo ein Artikel „Etwas zur Geschichte der alt- und neuen Zeiten“ greifbar auf Etenhueber anspielt. Dort wird ein kleiner Überblick über Hofnarren und Hofpoeten gegeben, in dem es heisst: „Gleich alt, und beynahe von gleichem Ansehen mit dem Fou du Roi, war auch die Stelle eines Poëte du Roi“<sup>44)</sup>, und der schliesst: „In Deutschland giebt es heut zu Tage eben noch Hofpoeten, auch ohne Besoldung. Und dieses glaubt man vielleicht darum, weil sie im Götterparquet freye Tafel geniessen, wenn sie sich modest aufführen, und keine Poetenräusche heimtragen; oder weil manche zu faul sind, ihr Holz von dem Parnass selbst herabzuflözen, und zu klieben, um ihre Strophen, Reimen, und reimlosen Verse auf unserm kalten Boden besser aufzuwärmen. In einigen Orten werden beyde Classen für ein unnützes Meuble gehalten: Man kann ja bey heutigen ökonomischen Zeiten statt eines Dieners der Wahrheit 10 Wohldiener und statt eines guten Poeten 100 angenehmere Lügner haben“.

Etenhueber trug seinen Titel mit vollstem Bewusstsein; er brachte ihm zwar nichts ein, wie seine ärmliche Wohnung im Fetzen-garten<sup>45)</sup> bewies, die er (1766) innehatte, einem Häuschen ausserhalb des ehemaligen Angerthores an der Blumenstrasse, das die Hausnummer 676 trug<sup>46)</sup>; aber er war nicht unempfänglich für die Auszeichnung, die beizusetzen er seitdem nirgend mehr unterliess.

Ehe wir indessen Etenhueber in seinen weiteren Gelegenheitsgedichten verfolgen, obliegt uns vor allem eine Würdigung jenes Werkes, mit dem er sein spärliches Brot alltäglich verdiente — seines Wochenblattes.

Etenhuebers Lebenswerk, wenn man hierauf einen solchen Namen anwenden darf, zugleich auch jenes, das seiner poetischen Muse den Lebensfaden abschnitt, war sein „Münchnerisches Wochenblatt in Versen“,<sup>47)</sup> oder wie sich der neunte Jahrgang (1767) betitelt „der poetische Zeitungsfabricant“. Volle neunzehn Jahre, vom 20. Januar 1759 bis zum Jahre 1777 hat er sich die entsetzliche Mühe gegeben, die Begebenheiten des Friedens und des Krieges jener thatenreichen Zeit meist in Alexandrinern zu verfolgen, ein Werk zu dem er mit Vergil (Aen. VII, 641) die Musen anruft:



„Pandite nunc Helicon, deae, cantusque movete,  
Qui bello exciti reges, quae quemque secutae  
Complerint campos acies!“

Trefflich würdigt Westenrieder<sup>48)</sup> diese Zeitung mit den Worten: „Eine höchst saure Arbeit, wobey ich keinem meiner Leser wünschen kann, dass ihm, was immer für ein ähnliches Schicksal die Fähigkeit geben möchte, sich davon einen Begriff machen zu können. Wenn es gleich keine Poesien waren, und wahrlich keine sein konnten: so mussten es doch abwechselnde Belustigungen seyn, so mussten es doch Anstrengungen seyn, den trockensten aller trockenen Materien jene Munterkeit, wodurch die Welt, die ihn umgab, allein bewegt werden konnte, zu geben, und darum immer desto mehr zu leisten, je mehr er in vorgehenden Arbeiten bereits geleistet haben würde; denn für einen Schriftsteller ist die Welt fast immer unbeschreiblich undankbar; sie hat morgen vergessen, was sie heute geniesst, und jener hat viel vom Glück zu sagen, wenn er so glücklich ist, dafür, dass er etwas gethan hat, Vergebung zu erlangen“.

Mitten in den siebenjährigen Krieg hinein versetzt uns des Dichters Wochenschrift. Sichtlich bemüht er sich, recht objektiv zu sein; denn:

„Der Feinde bleibt der Feind, der Held bleibt doch ein Helde,  
Desswegen ändert sich, der Lauf des Krieges nicht,  
Wann der für Österreich, und der für Preussen spricht“.

(Nr. 1.) Oft sucht Etenhueber die Einförmigkeit seiner Reimchroniken zu beleben, indem er die streitenden Nationen sprechen lässt (Nr. 5) oder Demokrit und Heraklit redend einführt, „ob die jezigen Zeit-Umstände mehr zu belachen, oder zu beweinen“ seien (Nr. 7). Von dem Grundsatz ausgehend, dass „ob Östreich unterliegt, ob Friedrichs Glücke steigt“, die Majestäten „der Götter Stell auf diser Welt vertreten“ (Nr. 12),<sup>49)</sup> ergreift er keine Partei. Zwar erscheint ihm Friedrich wie „ein Mann von hundert Händen“, „ein grosser Held, und Caesar seiner Zeit“ (Nr. 18); als er aber am 12. August 1759 die verhängnisvolle Schlacht bei Kunersdorf verloren hatte, da berichtet Nummer 31 des Wochenblatts vom 18. August bereits von der „angenehmen und sicheren“ Nachricht, dass der König von Preussen geschlagen sei, und die nächste Nummer (32) besingt den „herrlichen Sieg“ über den König,

„welchen man auf hundert Kupfferblättern  
Mit übertriebnen Lob setzt in die Zahl der Göttern“.

Das nächste Blatt (33) aber feiert den „tapferen“ Laudon. (1717—1790)<sup>50)</sup>.



Als nun gar Dresden sich an die Reichsarmee übergeben musste, da widmete Etenhueber Nummer 36 der ausführlichen Darstellung des Ereignisses und dem Verdienste des Prinzen von Zweibrücken, des „Moyses von Sachsen-Land“, des „Teutschen Hörmann“, dem er eine besondere Ode zueignet. Freilich sieht er mit richtigem Blicke, dass Friedrich, „der Soph, Regent, und Helden-Lehrer“ noch „nicht ganz und gar, wie mancher glaubt, aufs Brett gestreckt“ ist (Nr. 44.), vielmehr das Schwert noch nicht einstecke (Nr. 46), ob man auch sagt, er sei „mit den Podagra behaft“ (Nr. 47).

Auch das Jahr 1760 brachte den Frieden nicht. Im Gegenteile!

„Die fürchterliche Mord-Cometen  
Sind die gewisseste Propheten,  
Dass, wenn es nicht wird völlig gar,  
Doch sezet ab ein blutigs Jahr“.

(Nr. 20.) Laudons Sieg bei Landshut giebt zwar Etenhueber Gelegenheit, ihn zu verherrlichen (Nr. 27.), allein er sieht nicht ohne Sorge Friedrich nach Schlesien ziehen (Nr. 28) und ahnt richtig „wenn es einmahl bricht, so bricht es mit Gewalt“ (Nr. 35). Die Schlacht bei Liegnitz an der Katzbach (15. August 1760) „hat einen grossen Streich hauss Österreich versezt“ (Nr. 36.); die Kunde von Torgau (3. November) aber zwingt unsern Dichter zu dem Ausrufe:

„Ihr siegt auf dem Papier, und Friederich im Felde!“

(Nr. 47).

Mit dem Jahre 1761 begrüsst Etenhueber den „grossen Heldenkönig“ und wünscht ihm eine „ganze neue Welt“. Die weniger thatenreichen Jahre 1761 bis 1763 geben dem Wochenblatte Raum, auch weiter, nach Amerika und den fernen Weltteilen, die Blicke zu wenden, sowie die einheimischen Verhältnisse und die Ereignisse des privaten Lebens in seine Berichte hereinzuziehen, ohnedass allerdings der Verlauf des preussischen Krieges und der nur „zum Siegen geborne grosse Friedrich“ ausser acht bliebe (III, Nr. 37).

Die ganze Welt hält es freilich mit Preussen.

„Der Nahme, Preuss, allein kan izt  
In Ehrfurcht und Verwundrung setzen,  
Man will kein Exercieren schetzen,  
Als wenn die Flinte preussisch blitzt.  
Die Füsse stellen in Parade,  
Geschlossen auf den Tacte gehn,  
Die Haare schmieren mit Pomade,  
Das ist gut preussisch, das ist schön.  
Wohlan! so bin auch ich ein Preussischer Verehrer,  
Und sag, der König ist ein wahrer Helden-Lehrer“.



(IV, Nr. 21.) Allein die Schuld an dieser Machtstellung Preussens trägt nur sein König; glaubt, versichert Etenhueber,

„Der Preussisch Fuss gilt nichts oder wenig,  
Wenn ihr den Kopf nicht habt von diesem tapfren König“.

Aber darum haben andere Nationen auch noch ihren Wert.

„Sind andre Völker Luft und Schatten?  
Ist niemand mehr den Preussen gleich?“

ruft der alte Verteidiger des Erzhauses Österreich aus. Zwar bald muss er einsehen: „Ohnmöglich dauert es so mit Östreich in die Länge“ (IV, Nr. 31); die Schlacht von Buckersdorf (21. Juli 1762) brachte ihm neue Verluste; endlich kann der Dichter den Abschluss des längst ersehnten Friedens (zu Hubertsburg 15. Februar 1763) in einer warm gefühlten Ode (V, Nr. 8), die in ein Lob des grossen Königs und der grossen Kaiserin ausklingt, verkündigen. Alsbald tröstet der Dichter auch seine Leser (V, Nr. 10):

„Hat schon der Krieg ein End, so weiss ich, dass mein Blat,  
Noch künftig Stof genug zu neuen Liedern hat“.

In der nächsten Nummer verspricht er denn auch den Liebhabern seiner Blätter, dass „künftighin dieselben von dem kriegerischen Weesen völlig werden abstrahiren, anbey eine ganze neue zugleich nützlich, und ergötzliche Materie, in welche doch die remarquablere Weltvorfällenheiten mit eingeflochten sind, zum Vorbild haben, welchen von Monath zu Monath ein Kupferstich in dem nemlichen Format beygelegt wird“. Dies Wort hält er auch, und das Wochenblatt wird von nun an nicht nur wie bisher die gereimte Chronik von Europa, sondern erzählt auch alle nur denkbaren Vorkommnisse aus allen Ländern, aus allen Gebieten, kurz, es gestaltet sich zu einem poetischen Wochenberichte über alles und jedes. Wo es dann an Stoff gebricht, giebt Etenhueber irgend ein Gedicht zum besten, sodass wir über dem Reimeschmied der Zeitgeschichte auch den Dichter und seine inneren Gefühle kennen lernen, wobei uns sein Bild in ungleich günstigerem Lichte entgegentritt, sei es in deutschen Versen, die seinem Gefühlsleben entsprangen, oder in lateinischen Distichen, welche seiner klassischen und formalen Bildung alle Ehre machen.

Dennoch verschwindet die Politik nicht vollständig vom Schauplatze, vor allem ist es Amerika und Polen, was im Folgenden die Berichte des Wochenblattes beschäftigt. „Nur Polen liefert Neuigkeiten“ (X, Nr. 28), oder „In Polen siehet es noch immer Polnisch aus“ (X, Nr. 35), bis endlich (1772) die erste Teilung Polens mit den Worten verkündet wird:



„Nun Pohlen gieb dich nur zu Frieden,  
Dein Schicksal ist und bleibt entschieden,  
Du kannst ihm weiter nicht entgehn“.

Auch einzelnen Persönlichkeiten widmet er seine Muse. Der Tod Dauns (1766)<sup>51)</sup> veranlasst eine Dichtung an „Österreichs Achill, und Schutzmaur“ (VIII, No. 7.), den „Corsen-General, den unvergleichlichen Pascal“ (1726—1807) feiert eine Ode, zu der Jungwirth ein kleines Bild „nach einem römischen Original“ stach (XI, No. 6), den Tod des „dänischen Sejan“ Struensee,<sup>52)</sup> der „des Hochmuths Fahne schwang“, besingt eine Ode (XIV, No. 20), die Menschlichkeit Kaiser Josephs des Zweiten wird Gegenstand eines Gedichtes (XVIII, No. 35), vor allem spukt der „klug und tapfre“ Prinz Heraklius (VIII, No. 27), den wir ja aus Lessings gleichzeitiger (1763) „Minna von Barnhelm“<sup>53)</sup> kennen, in einer Reihe von Wochenblättern (IX, No. 6 und 7).

Mehr freilich als die Politik füllen Themen religiösen und ethischen Gegenstandes, oft durch viele Nummern hindurch sich windend, die Zeitung. Das Leiden Jesu Christi, der, ein „ewig freyer Prinz vom Vater aller Zeiten“, schon in der Krippe duldete, ergiebt ihm drei Nummern (XVIII, No. 12). Bald ist es die „Allmacht Gottes“, deren Wesen und Wirken er seinen Lesern vorführt (VIII, No. 42), bald ihr Werk „Die Schöpfung“, das „in Ermangelung sonderbar merkwürdiger Neuigkeiten“ viele Blätter des siebenten Jahrganges füllt und die verschiedenen Geschöpfe der Erde in einer Weise behandelt, die vollständig noch an die alte mystische Art der Physiologi gemahnt. Und nochmal greift er ein Jahr später (VIII, No. 21) mehrere Wochen hindurch zu diesem Thema. Auch seine Theodicee enthält er dem Leser nicht vor (VII, No. 40). Er erörtert die Frage,

„warum muss Abel büssen,  
Und sein gerechtes Blut ein Brudermord vergiessen?“

(XVIII, No. 49) mit der Entscheidung:

„Gott machte alles gut, die Ordnung dieser Erden  
Muss selber ein Beweiss von Gottes Weisheit werden“.

Der „Versuch an den Menschen“ (VIII, No. 17) behandelt den herkömmlichen Vorwurf, die Zweckmässigkeit und Schönheit des menschlichen Körpers und aller seiner Glieder und die Verirrungen der Menschen.

Auf die Freimaurer ist Etenhueber schlecht zu sprechen. Mit Genugthuung erzählt er (V, No. 27), dass man in Danzig „das Ungeheuer“ verfolge und „die wilde Brut dämpft, eh sie noch um sich



frisst und weiter Schaden thut“. Was er sonst von ihnen weiss, kleidet er in die Verse:

„Ihr falsche Sect besteht aus seltsamen Gebräuchen,  
 Sie tragen an der Brust ein brüderliches Zeichen,  
 Und ihr Geheimnuss soll ganz unerforschlich seyn,  
 Vor allen binden sie das Stilleschweigen ein,  
 Worzu die freche Rott sich insgesamt verschwöret,  
 Und also manche Seel mit falschem Wahn bethöret“.

Desto freundlicher hält er zu den Jesuiten, seinen einstigen Lehrern. Schon im Jahre 1768 meint er „Critisch ist jtz seyn, und heissen Papste, Pole, Jesuit“. Als aber das Ungestüm über dieselben hereinbrach, da ergriff er für sie Partei. Der sechzehnte Jahrgang (1774) enthält der Nummer 1 beigegeben „Weltklingendes Züenglöckel der abgehenden löblichen Gesellschaft JESU“. Die Kanzel, „die Paulisch hat gesprochen“, ist verödet, „die Exercitien Ignatzens sind verschwunden“;

„Gelehrter Jesuit, wo bist du Irrthums-Hammer?  
 Wo bist du Lasterzang, und Schraubstock freyer Secten?  
 Wo bist Polierungsstein der tauglichsten Subjecten?

Noch weitere Gedichte sind angefügt, in denen die Thaten der Gesellschaft Jesu in glänzendem Lichte erscheinen.

Viel und mannigfach sind ausserdem die Themen, zu denen Etenhueber greift, um sein Blatt voll zu machen. Die nach La Bruyères (1645—1696) französischen Mustern gefertigten Charakterbilder in Theophrasts Art müssen öfter herhalten. „Das Mannesbild nach der Mode“, „Der Ehrsuchtige“ (XIX, No. 1) und ähnliches kehrt öfter wieder und liefert verwertbares Material zur Zeitgeschichte.

Ein anderes Lied gilt der Musik (XVIII, No. 18), die „kein Kunstgrif der Erfindung“ ist;

„Gott brachte selbst den Creaturen  
 Den Trieb zu Melodeyen bey,  
 Denn da die Vögel kaum entsprungen,  
 So haben sie ein Lied gesungen“.

Selbst Sonne, Mond und Planeten „wandern nach des Tactes Pflicht . . . gleichwie ein musikalisch Stücke“. Darum ist die Kraft der Melodien eine himmlische; wer sie liebt, bezeugt diesen höheren Zug; wer sie aber unterschätzt, ist „unter das Thier zu stellen“.

Da die gierige Feder des hungernden Litteraten nichts unbeachtet liess, was ein Wochenblatt abzugeben imstande war, so dürfen wir Urtheile über jeden Vorfall, der bekannt wurde, über jede Persönlich-



keit, die auftrat, hier nicht vergeblich suchen. So kömmt er denn auch einmal (XI, No. 33) über den Alten von Fernay, Voltaire,

„Dem zur Vergötterung fehlt keine Sylbe mehr,  
Der stärkste Philosoph, und Grosfürst der Gelehrten,  
Der Saulus seiner Zeit und Ruhm der Neubekehrten“.

Nicht so denkt aber Etenhueber wirklich von ihm. Ihm ist Voltaire nur ein Beweis dafür, dass nichts vollkommen ist, leicht aber den Gelehrten ein schädlicher Dünkel befällt.

Was uns am meisten in den zahllosen Artikeln Etenhuebers interessiert, sind die Streiflichter, welche aus denselben auf die Kulturzustände der Zeit und unseres Landes fallen. Die zahlreichen Scharen von Auswanderern, welche aus Not der Heimat Lebewohl sagen, erfüllen ihn mit gerechtem Schmerze (IX, No. 25). Das alte Laster der Deutschen, die Trunksucht, giebt auch ihm berechtigten Grund zur Klage, umsomehr, als das Bier nicht einmal so vorzüglich ist, als man wünschen möchte. Man glaubt einem Bierkieser unserer Tage zu lauschen, wenn man (V, No. 16) den verwöhnten Münchener klagen hört:

„Da hat es manchmal Hitz ein gutes (Bier) anzutreffen,  
Das braune ist mistdick, das weisse voller Heffen,  
Die Clöster hätten zwar ein guts Proficiat,  
Jedoch wer eins bekömmet, bekommt es pur aus Gnad,  
Muss ein geraume Zeit vor der Dispense stehen,  
Und warten, bis er hört den Dispensator gehen“.

Nicht immer aber erschliesst sich auf das bittende „Aperi!“ die Pforte; „die Gnaden-Zeit ist aus“, und es bleibt nichts übrig, als in die Stadt zu gehen, was nie so angenehm ist, wie der stille Trunk in den geheiligten Klosterhallen; denn

„ — ist ein guter Trunck auch in der Stadt zu finden,  
Wie vieles Ungemach muss man nicht überwinden?  
Wie würgt und stosst man sich, wer krieget ihn mit Ruh,  
Geht man nicht Hauffen-weis schier mit dem Creutz darzu?“

Und doch, „des Schwelgens ist kein End, es schwelget jung und alt“.

Dass man auch in Altmünchen auf Titulaturen ausging, mag den Leser des Wochenblattes mit der Neuzeit aussöhnen. Schon damals (1774) meinte Etenhueber (XVI, No. 18):

„Die Schneider sind jetzt nicht mehr Schneider,  
Denn dieses Wort wär viel zu schlecht,  
Ein edelfester Beinbekleider  
Schickt sich für ihren Ergeitz recht,  
Wie sollte einer sich verbrennen,  
Der Sutors wollte Schuster nennen?“

Überall, meint der Dichter, hätte man, um nicht anzustossen „Diminutiva“ zu machen:



„Da spricht — ihr Näsgen steht recht nette,  
Wenn sie auch schon ein Löschhorn hätte“.

Was die Ärzte anlangt, so traut ihnen Etenhueber nicht viel; er meint, es sei besser, „an Ärzten Mangel leiden, als durch die Ärzte selbst aus diesem Leben scheiden“. Wie viele Menschen hätten ohne sie ihr Leben gerettet! Freilich war es schlimm bestellt, wenn der Dichter zu der Klage berechtigt war:

„Von wie viel Stümpern wird der Titel (Arzt) geführt,  
Die ihre Lebenszeit nie diese Kunst studiert?  
Die in ein Kräuterbuch nur hier und dort geguget,  
Doch glauben, dass sie schon das grosse D verschlucket?“

(X, No. 36). Ist er schon manchmal auch gegen die Juristen übel gelaunt und meint (II, 7) „Ein recht durchtriebner Advokat schreift besser als ein Bader“, so kann er doch der juristischen Doktorwürde nur unbedingt den Vorzug vor dem Handelsmanne zuerkennen; denn:

„Ein Doktor bleibt in seiner Clause  
Und trinkt sein Gläschen Wein zu Hause,  
Und bringt die Klagen zu Papier.  
Hernachmals meldt sich der Cliente,  
Der macht die grössten Komplimente,  
Und zahlet baares Geld dafür.  
Wie muss sich nicht der Kaufmann placken,  
Bald machet ihm der Wind Verdruss,  
Bald flieget ihm der Schnee in Nacken,  
Wenn er per Posta reiten muss“.

(XVI, No. 2).

Das veranlasst ihn auch zu der endlichen Versicherung:

„Und hätt ich selber zwanzig Söhne,  
So müssten sie Doktores sein“.

Die Exerzitien der Soldaten verdienen Etenhuebers volles Lob, und das alte Kriegerbild von den „Bayern, die da stehen wie die Mäuern“, ist schon bei ihm (III, No. 35) zu finden: „Wenn er die Fronte sieht ein solche Mannschaft machen, die gleich den Mauren steht“.

Mit weniger schelem Auge als mancher seiner Zeitgenossen blickt Etenhueber auf die zunehmende Verbreitung des Kaffees<sup>54</sup>); besonders die Damenwelt liebte ihn. Blondine nennt ihn „den besten Trank von jeder Art Getränke“ (IX, No. 19), und der Dichter gesteht ihr auch, dass sie nur am „Meyneid am Kaffee“ starb; sie hätte in ihrer letzten Stunde ein „Schälchen Thee“ verlangt. Ein eigenes Gedicht widmet Etenhueber dem Kaffee (XI, No. 49), in dem er begeistert für ihn als für einen Trank eintritt, der selbst dem Weine „die Wage hält“.

„— Das ist der Caffee, das sind die edlen Bohnen,  
Die uns Arabien erzeugt zu Millionen,



Aus diesem wird ein Trank, ein solcher Trank bereit  
 Der sich berühmen kann des Weines Trefflichkeit  
 Wo nicht gar vorzugehn, doch ihm sich gleich zu setzen  
 Wer hat nicht am Caffee ein Labsal und ergetzen?  
 Fast ganz Europa ist in diesen Trank verliebt  
 Bis zur Vergötterung! . . . . .  
 Das schwächere Geschlecht kann seiner nicht entbehren“.

Ja selbst eine von Haus aus furchtsame Frau erschrak nicht über die Nachricht, dass der Kaffee Gift enthalte. Im Gegenteil,

„Sie trank ihn gleichwohl fort, und sagte noch dazu  
 Cichorien-Caffee, du deutsches Schooskind du  
 Magst mir in Ewigkeit vom Leib, und Tische bleiben,  
 Der von Levante soll mir Durst und Zeit vertreiben,  
 Hat er schon Gift in sich, Levantisch lieber tod  
 Als deutsch lebendig sein zu jener Bohnen Spott“.

Auf welche Weise im damaligen Bayern die Surrogate des levantinischen Kaffees hergestellt wurden, zeigt uns ein Artikel des Intelligenzblattes von 1767<sup>55)</sup>. Man brannte Zichorien- und Scorzoner-Wurzen, Reis und Korn; ja selbst unser Kneippkaffee, „die gebrannte Gerste“, war gewöhnlich und wird dort gerühmt: „die Gerste macht Raum um die Brust, stärket den Magen, und macht fette“. „Sie ist die der Gesundheit nach zuträglichste und beste Sorte“. <sup>56)</sup> Wohl meint der Verfasser jenes Artikels, der bayerische Kaffee wird „gegen den orientalischen Caffée wenig Unterschied in dem Geschmacke merken lassen“. Allein wir glauben doch der Dame bei Etenhueber etwas mehr.

Neuerdings rafft sich Etenhueber nach sechs Jahren zu einem feurigen „Lob des Caffee“ (XV, No. 4) auf, den er preist als

„Nahrung edler Geister  
 Aller Sorgen Meister,  
 Du mein Element,  
 Was man jetzo Caffee nennt“.

Kein Getränke gleicht dem Kaffee, der Kummer, Missmut, Furcht und Gram zerstreut. Nur Neid und Hass kann gegen diese „edlen Nectarsäfte“ auftreten. In diesen Bohnen liegt der schönste Trost in allen Lebenslagen. Ja, ruft er aus,

„Wollt ihr Ländern rathen,  
 So verflügt die Saaten,  
 Haut die Wälder aus,  
 Macht nur ein Caffeefeld d'raus!“

und so bricht er auf „in das tägliche Convent, wo schon unsre Schwestern sitzen und die Zungen spitzen“.



Freilich wäre der Dichter auch dem Weine nicht abhold gewesen. Dankbar gedenkt er der Zeit, wo er die „Linzer Fässgen“ bekam und an ihnen sich laben konnte. In den Tagen, da er nicht mehr so glücklich war, sich an demselben zu erfreuen, preist er doch noch die Rebe,

„Das wunderliche Kraut, die Pflanze, so die Wunden  
Des bleichen Kammers heilt, und treibet von der Brust  
Verdruss und Durst zugleich, bringt Fröhlichkeit und Lust“.

Die Poeten vor allem können dieser Labung nicht entraten<sup>57)</sup>; denn: „Aus Wasser wächst kein Vers, der ewig dauern soll“. (XV, No. 43.) Unser Poet hat wohl den Wein nur dann gekostet, wenn sich seiner ein reicherer Freund erbarmte. Er musste sich wohl mit Bier begnügen, das er doch so weit hinter den Wein setzt. Glückselig ist ein Weinland! meint er:

„. . . Wein giebt dem Volke Kraft,  
Und macht das Hirn geschickt zu jeder Wissenschaft:  
Drum sind bey dieser Zeit nur die gelehrten Männer,  
Des Weines beste Freund, die besten Weine-Kenner.  
Bier treibt den Magen auf, und macht die Leute dum“.

Ja, Bayern hätte wohl seines Hexenbanners Sterzinger (1767)<sup>58)</sup> nicht bedurft, wenn das Volk nicht mit Bier genährt worden wäre.

„Man wurde nimmermehr an Hexereyen glauben,  
Wenn man dem Volke nur den Bierkrug konnte rauben,  
Der äffet den Verstand mit solchen Blendungen,  
Dass sie die Geister-Welt und Gabelfahrten sehn.  
Das Aug in einem Kopf, wo Wein ist eingeflossen,  
Sieht im geringsten nichts von solchen Teufels-Possen.“

(IX, No. 48). Es ist dies eine der wenigen Äusserungen Etenhuebers über öffentliche Angelegenheiten, und sie erklärt sich daraus, dass in eben diesem Jahre (1767) Sterzinger<sup>59)</sup> gegen das Hexenwesen aufgetreten war und Beifall gefunden hatte, während doch der noch regierende Fürst einst (1746) Edikte gegen dasselbe erlassen und damit, wie Döllinger sagt, selbst die objektive Wahrheit dieser Wahngelilde verbürgte und das Volk in seinem Irrtum bestärkte<sup>60)</sup>.

Mit der Meinung, dass das braune Bier dumm mache, und dass „diejenigen Völker, die sich desselben . . . alle Tag in merklichen Quantis zu bedienen gewohnt sind, über den Überfluss von gelehrten Einfällen sich wenig zu beklagen haben werden, und in ihren Handlungen meistentheils sehr rohe, unausgebildete Begriffe zeigen, indeme das Bier, wenn es zu frequent genossen wird, zur Trägheit, und zu einer dummen Forcht anleithet: somit die feinern Geister verdrängt“,<sup>61)</sup> stand Etenhueber nicht vereinzelt da.<sup>62)</sup> Es war eben erst medizinischerseits bewiesen worden<sup>63)</sup>.



Wohl brauchen wir jedoch keine Verteidigung des edlen bayerischen Nationalgetränkes zu beginnen, das gewiss am Hexenwesen so unschuldig ist als etwas. Etenhueber selber hat ihm sieben Jahre später (XVI, No. 17) einen herrlichen Panegyrikus gesungen, und da, nach der Weisheit der Griechen, die zweiten Gedanken die klügeren sind, so hebt dies heitere Loblied den Schimpf auf, den der Dichter einst dem Biere angethan.

Mit Jubel begrüsst er den herannahenden ersten Mai (1774), wo die trocknen Dichter ihre Kehlen „mit dem braunen Öle“ netzen können.

„Dieses braunen Öles Kraft  
Hitzet das Gehirn,  
Ätzt euch Kunst und Wissenschaft  
Auf die rothe Stirne.“

Erde und Himmel erzittern!

„Und wer ist er? ein Poet,  
Der vom Biere glühet,  
Und voll nasser Majestät  
Tiefe Runzeln ziehet“.

Die frohe Kunde, dass „um sechshundert Eymer mehr“ eingesotten wurde, erfüllt die Kenner des Märzenbiers<sup>64)</sup> mit Jubel; die arme Dichterschar drängt sich heran, und:

„Sieh; des Bieres Farb ist schön,  
Die macht aus uns Sterne“.

Auch in das Innere der Familien führt uns bisweilen das Wochenblatt, und wir hören so manches, was des Dichters Anschauung oder jene seiner Zeit treulich widerspiegelt.

Das schöne Geschlecht hat an ihm — wohl eine Seltenheit an einem Poeten — keinen besonders begeisterten Verehrer. Wiederholt erzählt er die Anekdote von Pythagoras, der auf die Frage, warum er seine Tochter an seinen Erzfeind verheiratet habe, erwiderte: Konnte ich ihn fühlbarer strafen? (V, No. 7 u. ö.) Das Bild des bösen Weibes taucht allenthalben auf; in seinem „Hausskrieg“ (V, No. 5 ff.) erinnert er noch ganz an die ein paar Jahrhunderte früher so üblichen „Teufel“ in allen Gestalten<sup>65)</sup>. Gegen den Teufel kann man sich durch das Kreuzeszeichen sicher stellen, nicht so gegen ein böses Weib (V, No. 6); darum meint er an einer anderen Stelle (XVIII. No. 26):

„Wo ein bösses Weibes-Bild  
Mit der Trommel zwischen spielt,  
Macht es alle Teufeln wild“.

Trotzdem erörtert Etenhueber in der „Frage, ob ein Mann seine Frau schlagen solle“ (XIV, No. 25) seine Meinung dahin:



„Der Mann soll seine Frau nicht schlagen“. Er empfiehlt einmal (V, No. 7) als das beste Mittel „mit dem Job gedultig“ da zu sitzen und zu „warten, bis gleichwohl der Sturm vorübergehet“; an unserer Stelle aber geht er noch weiter:

„Gesezt dass auch bey manchem Weibe  
Kein gutes Haar an ihrem Leibe,  
Und dass sie trinkt, und courtisiert;  
So ist es eine schlechte Mode,  
Wenn flugs der Mann die Frau zu tode  
Mit Schlägerey davor tractiert.  
Bey einem solchen Höllen-Laster  
Ist die Geduld dass beste Pflaster“.

So wendet er sich mehrmals an die Damenwelt mit guten Lehren, bald in einer „Wohlmeinenden Warnung an ehrbare Jungfern“ (XVI, No. 34) oder in der „Frage, ob es besser ein Jungfrau zu bleiben, oder eine Frau zu werden“, oder in „Des Frauenzimmers Tugend-Spiegel“ (XVI, No. 21), wo er nach den seltsamsten Lehren („Ein Mädchen soll nicht runzlich seyn; Ein Mädchen soll kein Misstfink seyn; Ein Mädchen soll kein Tanzbär seyn“) doch seiner Vaterstadt zugesteht:

„Den edlen Schatz schlusst München ein.  
Das lass ich mir ein Mädchen sein“.

Ja Etenhueber versteigt sich sogar zu einem „Lob des baierischen Frauenzimmers“ (XVI, No. 25, verdruckt zu 54):

„Unter allen schönen Sachen,  
Welche Baiern kostbar machen,  
Stehn die Jungfern oben an  
. . . . .  
Will man scheue Kinder sehen,  
So den tollen Schein verschmähen,  
O! so kommt nach München hin.  
Alles ist da auserlesen,  
Da ist kein gezwungnes Wesen,  
Weder Stolz noch Eigensinn“.

Vor allem rühmt er, dass die Unsitte des Schnürens in München noch nicht eingebürgert sei, und dass der „Medicus“ sich „daran ergötzen muss“.

Gelegentlich verrät uns der Dichter auch seinen Geschmack. Er liebt die kleinen, dicken Damen mehr als die langen, hageren, was er in einem Gedichte, das viel Humor verrät, „Der Vorzug des kurz und dicken Frauenzimmers vor den langen und hageren“ launig erörtert. (XIV, No. 31.) Nur die kleinen und starken sind „manierlich und galant“. Sie braucht man nicht erst, wie die mageren,



um ihr Befinden zu fragen; ein Blick auf ein solches Mädchen zeigt „ein gelobtes Land“.

„Ein dicker Leib und starke Glieder  
Macht, dass das Ansehn doppelt blüht,  
Und die Person verlacht ein jeder,  
Die wie ein Schwefelhölzgen sieht“.

Wie völlig gleichartig mit Julius Caesar<sup>66)</sup> dachte Etenhueber, wenn auch aus anderen Gründen! Doch um es auch mit den magern nicht zu verderben, enthielt schon die nächste Nummer (32) ein „Lob der kleinen und magern Leute“, das vielfach an Ignaz Franz Castellis (1781—1862) „Trostgedicht für die Kleinen“<sup>67)</sup> gemahnt. Als echter Sophist bringt er hier ein Lob der magern zu stande, die er eben noch verpönt hatte, und weiss auch sie artig zu trösten.

Nicht die angenehmsten Verhältnisse einer Familie schildert Etenhueber in dem Gedichte „Die schöne Hauswüthschaft“ (XIV, No. 44). Um zehn Uhr des Morgens lässt sich die Frau den Kaffee ans Bett tragen; eifrig frisiert sie die Dienerin, und stösst diese nur etwas an, „so will sie ihr die Hand bald in die Fresse schlagen“.\*) Alsdann legt sie sich ans Fenster auf weiche Polster, lässt sich fleissig grüssen und richtet alle Vorübergehenden aufs hässlichste aus. Die Essenszeit naht. Die Frau zwar ist nicht in die Küche gegangen, der Rauch würde ihr „zartes Angesicht“ verderben; von der Hausfrau hat sie nur eines, sie hat „das Hausgesind erbärmlich in der Zause“. Nach Tisch naht „die Klätscherin“ mit Neuigkeiten, oder sie macht Besuche, wohl aber in „Sänften oder Wagen“, und, um die Zeit zu nützen, liest sie einen „schmutzigen Roman“. Wird ihr die Zeit zu lange, so greift sie zum Spiele. Sie

„— flucht wie ein Soldat, wenn sie das Geld verlohren.  
Zur Rechten steht Caffee, und zu der linken Hand  
Hat sie dem Schnupftoback ein Plätzgen zuerkannt,  
Da steht der zarte Mund mit gelben Rand umzogen,  
Wie eines Sperlings Maul, der erst ist ausgeflogen“.

\*) An einer andern Stelle (XVI, No. 19) meint Etenhueber, schon der Behandlung halber sei es besser, sich sagen zu können: „Bin ich doch eine Frau“. Denn:

„Ein Mädchen muss es sehr verdrüssen,  
Wenn ihr von einer Frauenhand  
Die Schüsseln werden nachgeschmissen,  
Den Kopf versengt ein Küchen-Brand.  
Wenn jene voller Gift und Grimme  
Ihr zuruft mit verwegner Stimme:  
Du Raben-Aass, du Trampelthier!  
Wo bist, was machst Du gar so lange?“



Um ihre Kinder kümmert sich die Frau natürlich nicht; „das ist der Muhmen Amt, und ihrer Amme Pflicht“. Und der Mann? Er muss dulden und schweigen, die Frau bitten, „doch auf ihn nicht ihre Bosheit zu schütten“, und das Ende ist:

„Er giebt geduldig her, so lang er etwas hat,  
Macht Schulden, weil er kann, weicht endlich aus der Stadt“.

Unter solchen Zuständen leidet natürlich die Erziehung am meisten, ein Übel, auf das Etenhueber immer und immer wieder zurückkommt, und für dessen Bekämpfung er stets eintritt.

In seinen „Gedanken über die schlechte Kinderzucht“ (IX, No. 32) eifert er nicht ohne Berechtigung gegen jene falsche Humanität, welche die jetzigen Eltern den Kindern entgegenbringen:

„Ihr Eltern! sprecht doch nicht, die Jugend muss vertoben,  
Die Kälberjahre sind bey ihr noch nicht vorbey,  
Je strenger ist die Zucht, je mehr ist sie zu loben,  
Die allzu grosse Lieb schlägt aus in Barbarey“.

Meist trifft die Mutter die Schuld, deren übel angebrachte Nachsicht die Thatkraft des Vaters lähmt (V, No. 7, S. 26), was auch in einem weiter durchgeführten Bilde „Die Erziehung“ (XVIII, No. 38. 39. 40) dargestellt wird.<sup>68)</sup>

Lassen sich so aus Etenhuebers Wochenblättern hübsche Bilder zur Kulturgeschichte seiner Tage zeichnen, so bergen sie auch manche Mitteilung über Heimatland und Geschichte, die der Forscher, der in ihnen blättert, nicht ohne Vergnügen verfolgt.

Wie einstens Balde<sup>69)</sup> preist Etenhueber „Das Hässelloch“ (XVI, No. 22.), die reizende Waldung, die „oftermal das halbe München leer“ macht. Er zeichnet ein liebliches Bild, wie die grüne Isar sich durch die Felsen bricht und „der feste Bergmann“ sein Floss lenkt. Aber heute ist noch mehr dort zu holen; es ist Kirchweihe. Mahnt es uns doch noch an unser Hesselloher Pfingstfest, wenn der Dichter schildert:

„um zehn Uhr ohngefähr  
Herr Bruder! müssen wir das Hässelloch erreichen,  
Denn heute setzt es bey mir kein Wasser-Zeichen.  
Die Küche nehmen wir im Serviete mit:  
Komm Bruder komm mit mir, wenn du hast Appetit,  
Heut ist das Kirchweyhfest, so viel ich hab vernommen,  
Geh bald, sonst möchten wir gar keinen Platz bekommen,  
Viel minder einen Krug; ich weiss nur gar zu wohl,  
Es sey um diese Zeit der Ort gestossen voll.  
Die meisten werden sich durch Spiel und Kögelscheiben  
Auch als Spazieren gehn schon jetzt die Zeit vertreiben“.



Kaum nahten sie der „Schweig“, als sie schon den Klang der „krummen Hörner“ hörten; die Massen eilen herbei so ganz wie noch heute; überall ist Eintracht und Lust; Liebespaare schlendern durch den Wald; zahlreiche Familien lagern sich im Grase. Gegen Nachmittag eilt alles zum Tanze; „sanfte Menuetten“ beginnen; bald aber ruft einer „Deutsch auf!“, und nun „wälzt sich Paar, und Paar in einem Kreise fort.“ Erst die Nacht trennt die heiteren Gäste, und wer nicht zu Pferd oder Wagen kam, der

„schiebt zu Fuss sein liebes Räuschgen fort,

Durchjauchzt den ganzen Wald, und rühmt dies Freuden-Ort“.

Auch die Mehrzahl der Gedichte Etenhuebers sind seinen Wochenblättern eingereiht, und aus ihnen muss das Bild des Poeten gewonnen werden. Auch hier entnimmt er sein Thema meist den Erfahrungen des Lebens. „Kein Mensch thut dem Andern recht“ (V, No. 18) veranlasst ihn zu dem Nachweise, wie kein Sterblicher dem Tadel entgeht, welches immer seine Lebensstellung sein mag. Nochmal kömmt er in dem Gedichte „Die Gleichgiltigkeit“ (XVII, No. 40) darauf zurück und meint: „In die Zeit sich schicken lernen, heisset den Verdruss entfernen“.

Zum Lobe der Freundschaft findet Etenhueber warme Klänge. „Ein Freund ist die Copie nach Gottes Bild gemahlt“ (XVIII, No. 15; vgl. auch X, No. 5). Aber, wie Ovid, hat er wohl erfahren müssen, dass einzig das Glück Freunde schafft und erhält. Es ist nur eine Reminiszenz an den römischen Dichter<sup>70)</sup>, wenn Etenhueber klagt:

„So lang der Schornstein raucht, und keine Noth am Brode;

So stellen Freunde sich von allen Seiten ein;

Doch merken sie einst Noth, so bleibt der Freund allein“;

und auch die Freundschaft, die beim Gelage geschlossen wird, überdauert dasselbe nicht; es „bricht der Freund, wie Glas“.

Und die Liebe?! Sie konnte doch in des Dichters Liedern nicht fehlen? Er scheint nur ihre Schattenseiten zu kennen; er neigt sich dem Worte Ovids<sup>71)</sup> zu: Amor non est medicabilis herbis. So weit auch die ärztliche Kunst gekommen ist, die Krankheit der Liebe kann sie nicht heilen; „da hilft mehr Barbara als die Rhabarbar zwingen“ (XV, No. 35.) Und doch ist die Krankheit schlimm; Essen und Trinken schmeckt nicht mehr, ja:

„Die Lieb ist Blattern gleich, sie kömmt zu allen Leuten“.

Tritt sie zu früh auf, ist allerdings bald geholfen; die Väter nehmen die Jungen „fleissig in die Cur; ein starker Spiritus, aus Ochsen-Fleisch genommen, und öfters appliciert, verbessert die Natur“. Bei Alten freilich steht es schlimmer; denn da hilft keine „Apotheker-Waar“.



Auch der „Postbericht der Liebe“ (XVII, No. 6) scheint die Gabe der Kypris nicht allzu ernst zu fassen.

Ungleich näher dürfte dem Dichter der irdische Besitz stehen. Geld und Gold ist ein Vorwurf, auf den er immer und immer wieder zurückkommt, und den philosophisch zu verachten er sich oft, freilich vergeblich bemüht. Das Geld ist „der stärkste Riss“, der „grösste Held“. „Ist nur der Beutl voll, da hat es keine Noth“. (V, No. 2 ff.) Ein andermal (VII, No. 7) lässt er sich vernehmen:

„Der beste Dolmetsch ist das Geld,  
Wer Geld besitzt, kann alle Sprachen“.

„Die Macht des Geldes“ betitelt sich eine Abhandlung (IX, No. 27), in der gezeigt wird: „Sogar ein Liebesglück lässt sich durch Geld erzwingen“, und über Tapferkeit siegt der Verrat, worauf er später (X, No. 22) wieder zurückkommt. Neuerdings beschäftigt ihn (XIII, No. 45) „Die Wirkung des Geldes“ in einem überaus pessimistisch gehaltenen Gedichte „Vor Geld und Gold steht alles frey“; Tugend und Kenntnisse, Verdienst und Geschicklichkeit stehen weit nach; selbst, durch die Binde der Themis schimmert der Glanz des Goldes; der hässlichste Mensch erwirbt sich durch seine Dukaten eine schöne Frau, ja sogar den Schein der Gelehrsamkeit verleiht der Reichtum.

„Geld ist die stärkste Kraft der Erden,  
Der Grund, wo alle Sachen ruhn,  
Mit Golde kann man alles werden,  
Mit Gelde kann man Wunder thun“.

So sehr fühlte Etenhueber die Wahrheit seiner Verse, dass er dies Gedicht drei Jahre später nochmal (XVI, No. 50) mit etwas verändertem Titel (Die goldne Zeit) und einigen neu eingeschalteten Strophen abdruckte.

Oder war es nur Mangel an Stoff, was ihn bewog, das Alte neu zu verwerten? Es mag wohl auch so gewesen sein. Nicht immer fand er ja politische und Tagesneuigkeiten, wie etwa die Sonnenfinsternis vom 1. April 1764 (VI, No. 14); nicht immer konnte er mit Abhandlungen über historische Persönlichkeiten, mit Tamerlan, Totila (VIII, No. 14), Aristoteles u. a. seine Spalten füllen; auch die zahlreichen Fabeln, wie „Der Froschkönig“ (VIII, No. 11), „Der Esel in der Löwenhaut“ (VIII, No. 12), „Der Adler und die Elster“ (VIII, No. 13), „Die Sonne und der Wind“ (VIII, No. 15), „Von dem Fürsten, Jäger und Habicht“ (X, No. 14) u. a. scheinen nicht nach allgemeinem Geschmacke gewesen zu sein, obwohl er z. B. den „Froschkönig“ nach acht Jahren (XVI, No. 38) fast wörtlich wieder brachte.



Noch blieb ihm ein Füllmaterial übrig, von dem er alsbald den reichlichsten Gebrauch machte — Übersetzungen aus den Dichtern des Altertums. Er wagte sich an das immer wieder neu geforderte Problem, die antiken Verse in modernem Metrum zu geben, und mancher dieser Versuche ist ihm recht gut gelungen.

Er begann mit Übertragungen aus Ovids Heroiden, zunächst dem ersten „Heldenbrief“, (VIII, No. 3, 4, 5) mit Beigabe des lateinischen Texts, dann folgte die siebente Elegie Ovids an seine Tochter Perilla (VIII, No. 30), an seine Gattin (VIII, No. 31, 32); der zweite Heldenbrief Phyllis an Demophoon (VIII, No. 39, 40, 41); das erste Buch der Tristien, „der Traurigen“ (VIII, No. 33, 34). Anderes ist aus Horaz. So die Ode an Grosphus (II, No. 16), die Zufriedenheit (VIII, No. 34), die zwanzigste Ode des zweiten Buches: *Non usitata nec tenui ferar* (VIII, No. 36), „die Gelassenheit“ (Wenn dich geliebter Freund die Last der Sorgen kränket“ XIII, No. 47, nochmal abgedruckt XVII, No. 27). Auch sonst treffen wir Etenhueber oft als Nachahmer der Alten, so in seinem Gedichte „Das unvergleichliche Landleben“<sup>72)</sup> (XVI, No. 39), dem Widerhall des „*Beatus ille*“, oder seinem Gedichte „über die Unzufriedenheit“ (XVI, No. 45), dem Abbild der ersten Satire des Horaz, worauf noch entschiedener eine andere Dichtung (XVIII, No. 27) hinweist. Allein es wäre ja ein Leichtes, in vielen anderen Stücken dem hastenden Polygraphen nachzuweisen, wie er fremde Gefühle nachempfindet, um z. B. nur an seinen sterbenden Kato (VIII, No. 36) zu erinnern, dessen

„Es kann nicht anderst seyn, dein Urtheil hats getroffen,  
Den warum reget sich in uns ein schmeichelnd hoffen,  
Und brennende Begier zu der Unsterblichkeit?“

so sehr an Gottsched gemahnt.<sup>73)</sup>

Wir bringen heute den metrischen Übersetzungen Etenhuebers ungleich mehr Interesse entgegen, als manch anderem, was uns sein „Wochenblatt“ bietet; nicht so aber nahmen sie die Zeitgenossen auf, und wir können uns auch in die Empfindung des biedereren Bürgers von 1766 hineindenken, der vielleicht mit Spannung die „Kriegs- Friedens- in- und ausländische Begebenheiten und Zufälle“ erwartet, die ihm das Wochenblatt berichten soll und statt dessen drei Nummern lang den Heldenbrief der Phyllis an Demophoon mit dem ihm unverständlichen lateinischen Texte oder einige hundert Verse aus den „Traurigen“ findet, von deren Bedeutung er keine Ahnung hat. Wohl mag er da sein Blatt unwillig in die Ecke geworfen und vielleicht auch nicht mehr abonniert haben. — —



Die Vorerinnerung an den Leser, welche den neunten Jahrgang einleitet, bringt diesen Unmut des Publikums zum Ausdruck. Dort (IX, No. 1) heisst es:

„Jedennoch Scherz bey seit, ich höre jemand klagen,  
Mein achter Jahrgang sey sehr schlecht zusamm getragen,  
Die Allmacht Gottes sey der Welt genug bekannt,  
Und brauche nicht die Farb von eines Dichters Hand:  
Mit Übersetzungen soll man zu Hause bleiben,  
Und lieber stille seyn, als gar nichts Neues schreiben“.

Demütig, ob auch im Herzen grollend, verspricht der um seine Zukunft besorgte Redakteur:

„Ich melde dann von Gott nicht eine Sylbe mehr,  
Von Übersetzungen bleibt meine Zeitung leer.  
Ich will mich mit Gewalt nach meinem Leser richten,  
Nichts bringen auf die Bahn als Zeit- und Weltgeschichten“.

Übrigens hatte Etenhueber sein Blatt nicht ohne Kampf zu fertigen. Vorerst war „der Herr Verfasser des Churbayerischen Intelligenzblattes“ kein Freund des Wochenblattes; er erlaubte sich, es „mittels einer scherzhaften Glosse durchzulassen“, worauf Etenhueber (IX, No. 7) erwidert, obwohl er versichert: „ich halte mich . . . über dergleichen Satyrische Leckerbissen im geringsten nicht auf“. In der neunten Nummer folgt dann „Reu und Leyd über meine in vorigen Wochenblättern begangene Fehler“, die aber (10) aufhört mit den Worten:

„Brich gleichwohl einmal ab mit diesem Wortgezänke,  
Belache den Satyr und seine lustgen Renke:  
Verfolgung bringet oft das allerbeste Glück“.

In Nummer 3 des Intelligenzblattes vom 19. Februar 1767 war (S. 17) nämlich Etenhuebers Zeitung mit den satirischen Worten angezeigt: „dem Verfasser könnte man etwa den Vorwurf machen, dass er aus seinem Felde treten werde. Allein, wenn ein Poet die Weltgeschichten in seine Reime nöthigen kann, so wird er auch von der Kriegs-, Finanz- und Policywissenschaft etwas dichten, singen und pfeiffen dürfen und darmit eben den Beyfall erwerben, welchen die Weltweisheit verdienet hat, die man uns unlängst in lateinischen Versen gepffien hat“.

In Nummer 6 desselben Jahrganges beschäftigt sich ein Schreiben an die Herausgeber neuerdings (S. 42) mit Etenhueber. „Wissen sie es schon? meine Herren! der deutsche Versmacher in M.— ist böse über sie. Haben sie das Wochenstück von No. VI & VII gelesen? Und haben sie es ohne Furcht und Zittern gelesen, da er mit einem



Schuss, mit Brand und Kohlen droht? recht so, warum greifen sie einen Zeitungsschreiber in Versen an.

Was ist es nöthig, dass man gut deutsch schreibe, wenn man recht gute deutsche Verse machen will? Viel tausend Verse sind im jetzigen und vorigen Jahrhunderten geschrieben worden, ohne dass man sich an die einfältigen Regeln einer Sprachkunst gebunden hat. Kommen sie ja dem Versemacher mit ihrer Kritik nicht mehr, sonst prellt (d. i. widerlegt) er sie. Lernen sie vielmehr von ihm eine edle Denkungsart, nach seiner Gleichnissrede: wie jener Goldschmiedsjunge. Nicht wahr, recht edel. Und wenn man zu diesen noch eine geknüpft Faust machet, wie es alle wohlgesitteten Leute thun: so lässt man über sich hausen (d. i. schmähen), wie man immer will: und denkt sich dabey, dass wir noch Erbtheile von Faustrechtszeiten besitzen können. Sehen sie, meine Herren Herausgeber, wenn man auf diese Art fortfährt, bleiben sie immer Schussfrey. Und sie sind auch zu christlich, als dass sie kein Mitleiden mit ihrem Nächsten haben sollten, dem man letzthin, um den Schuss zu heilen, ein Pflaster aufgelegt hat“.

Auch die erste Nummer des Jahres 1768 fängt wieder damit an, sich (S. 10) an Etenhueber zu reiben. Man hat dem Blatte den Vorwurf gemacht, dass es nicht mit einem Neujahrsgedichte begann, „zumalen es, wie wir hören, so sehr zur Mode werden will, die Tugend und die Wahrheit nicht mehr so platt weg zu reden, oder zu schreiben: sondern in ein wohlgarnirtes Gedicht, oder reimlose Verse einzukleiden“. Sie entschuldigen sich damit, dass „bey der starken Kälte der Model eingefroren ist. Selbst einem Hofpoeten ist das neue Jahrescarmen zum Quodlibet geworden“. Wohl ahnt man, wer „der Lohnpoet im Schalkejahr“ sein mag.

Die Nummer 15 desselben Jahres bringt sogar (S. 181) einen Auszug aus dem Wochenblatte „unseres Hofpoeten“ in spöttischer Weise, einen Bericht von einer eben im 107. Jahre verstorbenen Schottin, die dreizehnmal verheiratet gewesen war.

Wieder geht es gegen „unsern Herrn Wochenblättner“ in Nummer 17 (S. 203), weil er „letzthin denen Deutschen eine Strafpredigt gegen die Liebhaber der schönen Wissenschaften in lateinischen Versen herausgab“.

So mancher Hieb auf den biedereren Poeten ist noch zwischen den Zeilen zu lesen. Wenn auch in Nummer 22 die „von einem Hofpoeten um 6 Klafter Flossholz für den anruckenden Hrn. von Winterfeld in Versen abgefasste Supplik“ ein „artiges Stück und das beste,



was wir noch von ihm gelesen haben“, genannt wird, so bricht doch der Spott alsbald wieder durch, da es weiter heisst: „Sein feiner denkender Geist verräth seine Stärke durch alle Strophen; schade, dass dieses Stück von einer Sorte rohen Volkes, so platt weg, das Holz-Memorial betitelt wird“, und dass ein Exemplar nach Hamburg geschickt werde, „um seinen Namen an einem so bekannten Tempel der Musen alldort bekannt zu machen“.

Im nächsten Jahre (1769) jedoch (No. 8, S. 108) führte, scheinbar in einer Korrespondenz „Etwas vom guten Geschmack“, ein „fleissiger Leser J. J. T.“ einen vernichtenden Schlag gegen den armen Etenhueber. Er rühmt den Aufschwung der Wissenschaften in Bayern; „die Dichtkunst aber“, fährt er fort, „vermisset hier noch sehr vieles an ihrer Grösse. Ihr Meistersänger muss seinen Beruf verkennet haben, da er anfieng Verse zu machen . . . . . Die Schnitzer des Sylbenmaasses in den Stücken des Münchnerischen Reimenschmiedes will ich nicht untersuchen; aber ein niederer Ausdruck, ein Gewäsche, in welchem keine Gedanken sind, der Abgang, und Mangel des Schönen, des Erhabenen, und einige besonders in seinen Wochenblättern mit einer groben Griffel geschilderte Familien-Angelegenheiten, das sind Dinge, die das Heiligthum der Musen entehren. Ein Dichter, welcher der Dichter eines ganzen Landes seyn will, muss seine Muse zu so niederen Stücken, wie ein Holzmemorial ist, nicht herabsetzen. Es ist kein Wunder, dass ihm diese geschändete Muse nachmals ihren Beystand versagt, wenn er Helden besingen will. Fast sollte man glauben, dass er das Original zu Rabners Gratulanten<sup>74)</sup> seye“.

Ist es Zufall oder Absicht, wenn es im gleichen Jahrgange später einmal (S. 286) heisst: „Ein guter Dichter wird auch ohne Privilegium geschätzt?“ Es lässt sich schwer entscheiden; denn das Intelligenzblatt zählte einmal zu Etenhuebers höhnenden Gegnern.

Manchmal fand Etenhueber energische Worte der Abwehr gegen seine Feinde<sup>75)</sup>; ja selbst gegen Nachdruck hatte er Stellung zu nehmen<sup>76)</sup>, was ihm doch immerhin eine gewisse Ehre war.

Im Jahre 1768 hatte er sich (X, No. 32, 33, 36) mit lateinischen Distichen „Etwas für die Herren Spötter“ zu wehren; es galt dem Intelligenzblatte, das ihn nicht in Ruhe liess; ja im Jahre 1771 druckte er wohl gegen neue Angriffe (XIII, No. 41) jene oben (S. 31) angeführte „Reu und Leyd“ vollständig nochmal ab.



Es war ein steter Kampf, den Etenhueber um sein Wochenblatt zu führen hatte<sup>77)</sup>, bis er endlich im Juli 1777 (XIX, No. 26) der Welt verkündete:

„Da alles geht zu seinem Ende,  
Mein Wochenblatt, so gehst auch du  
Der dir bestimmten Sonnenwende  
Und folglich deinem Grabe zu“.

Er überblickt sein Schicksal, wie es, im Kriege geboren, Siegeslieder sang und seine Kraft dem „Linzer Wein“ (s. oben S. 23) verdankte.

„Doch diese Zeit ist nun verschwunden,  
Du siehst, dass dem Verfasser nun  
Die Hände und der Muth gebunden“.

Mannigfach war Lob und Tadel, welche das Blatt trafen.

„Die Critick mit der schärfsten Ruthe  
Zergeiselte dich hier, und dort,  
Du aber trugst mit stärkstem Muthe,  
Die Wunden—Narben willig fort“.

Gerne will Etenhueber die Kritik dulden, nur eines, wozu er leider oft herausgefordert haben musste, that ihm weh — der Spott.

„Nur Spötter kann ich nicht vertragen,  
Nur Spöttern bin ich spinnenfeind,  
Die nur Orackel-Sprüche sagen,  
Und dümmer noch als Eseln seynd“.

Zufrieden mit wenigem, verzehrt er sein Stücklein Brot; denn die „Niederträchtigkeit“ der Schmeichelei liegt und lag ihm ferne. So endet denn das Wochenblatt:

„O leg Dich also schlafen nieder  
Du ausgedientes Wochenblatt“!

Vielleicht, prophezeit Etenhueber nicht ohne Erfolg, wird es so bald nicht einer wieder auf achtzehn Jahrgänge bringen; gut freilich erging es dem Blatte nie:

„Dein Testament hat nichts zu sagen,  
Die Schätze deiner letzten Zeit  
Kannst du in einem Schnopftuch tragen,  
Mir ist nur um den Grabzoll leid“.

Indessen hat der Dichter noch immerhin Pläne; er verspricht dem Blatte:

„Der, so dir jetzt das Grablied singt,  
Kann dir ein neues Sein erschaffen,  
So fern ihm nur ein Streich gelingt“.

Auch im Avertissement kündigt er an, dass er seine Zeitschrift beschlossen „und auf füglichere Zeiten unter einer andern Gestalt zu erscheinen ausgesetzt“ habe. Im übrigen blieb es bei dem letzten Worte: „Hier ruht der Münchner Verse-Blatt“.



Es unterliegt keinem Zweifel, dass wir des Dichters gesamtes Wirken in dem Wochenblatte vereinigt sehen. Aus diesen neunzehn Jahrgängen, die durchzuarbeiten weder ein anziehendes noch ein leichtes Stück Arbeit ist, hebt sich auch die ganze Persönlichkeit ihres Schöpfers ab. Unter dem schwerfälligen Alexandriner, für den er übrigens manchmal eine recht wirksame Abwechslung zu finden weiss (vgl. z. B. XI, No. 20), beugt er mit jenem formellen Geschicke, das nur die Übung zu verleihen imstande ist, die sprödesten, abstraktesten Themen, die gleichgiltigsten Tagesnachrichten. Gerne glauben wir ihm, dass es ihm nicht so leicht wurde, seine Verse zu schmieden. Lässt er uns doch selbst Einblick in seine Werkstätte thun (XIV, No. 37):

„Was kostet es vor Schweiss, vor Unruh, vor Geduld,  
Bevor uns die Natur den Einfluss ihrer Huld  
In Geist und Feder senkt? was hat man nicht zu lecken,  
Bis unsre Clarien nur Missgeburten hecken?  
Man lauret, sitzt, und sinnt, verändert, schreibt, durchstreicht,  
Schmeisst Sylb, und Reim herum, versetzt, verwirft, vergleicht,  
Eh Wörter und Begrif so wahr als zierlich passen,  
Und in des Lesers Ohr ein gründlichs Etwas lassen“.

Und wie viel musste dem armen Litteraten am Leser gelegen sein, da er am Schlusse des Jahres 1774 (XVI, 52) versprach, „dass er sich durch Verbesserung seiner Schreibart, und eine ganz besondere neue Einrichtung zu gefallen suchen werde“!

Wohl wäre es ihm, der sich als einen „Liebhaber von lateinischen Versen“ kennzeichnet, was ja bei seiner Erziehung selbstverständlich war, leichter gewesen, römische Distichen an Stelle deutscher Trimeter zu schreiben, und dies nochdazu um — Geld.

„Geld, o geliebtes Geld, du ziehender Magnet,  
Dir schenkt auch seine Gunst ein dürftiger Poet,  
Das Reimen geht nicht wohl, der Wunsch will nicht gelingen,  
Die Verse wollen nicht in ihre Glieder springen,  
Wenn nichts zu hoffen ist, wer schreibet gern ein Buch,  
Um einen alten Hut, und abgetragnes Tuch?  
Wie, oder soll man wohl um etlich Groschen willen,  
Die Herr von Gnicker zahlt, ein ganze Kühhaut füllen?“

(V, No. 2, S. 6).

Und nicht nur die Not suchte den fleissigen Skribenten heim; auch ihr trauriges Gefolge, die Krankheit, blieb nicht aus; „schwer und langwierig anhaltende Krankheit“ unterbrach sogar (1769 im September) „die Ordnung der Wochenblätter“. Mit Entsetzen blickt er stets dem Winter entgegen, für den er noch kein Holz gesammelt



hat (XVI, No. 5). Kalt erwidert Apollo dem klagenden Dichter: „Fühle Deine Majestät: Lass Dich die Begeisterung wärmen“.

Etenhueber selbst tröstet sich an der allgemeinen Not; er will nicht schmeicheln und kriechen, nicht vor den Grossen liegen; nur in seinen Neujahrswünschen deutet er bisweilen an, was der Menschheit zum Heile wäre: „Gerechtigkeit und Stärke dem Throne, dem „Ministerio . . . Wille, Geist, und Kräfte, dass es Auge, Herz und Hand an des Landes Wohlfart hefte“ (XI, No. 1) und den Menschen Friede auf Erden.

Ein anderer trauriger Erwerb Etenhuebers hing aber eng mit dem Wochenblatt zusammen; es waren die Urteile der in erschrecklicher Anzahl in München allmonatlich Hingerichteten — jede Woche zwei bis drei — <sup>78)</sup>, die er an die Zuschauer verkaufen liess, vielfach auch seiner Wochenschrift einverleibte.

Ein entschiedener Anhänger der Todesstrafe müsste angesichts dieses Treibens wenigstens zu ernstem Nachdenken über ihren bessern Wert und die s. g. Abschreckungstheorie veranlasst werden.

Nachdem in dem „Urgicht“ <sup>79)</sup>, dem Thatbestande, die Mordgeschichte bis ins einzelne nicht selten mit Unterstützung von grausigen Bildern erzählt wurde, folgt die Moral, eine poetische oder besser gesagt gereimte Nutzanwendung auf den Mord, die in allerdings bewundernswerter äusserer Vielgestaltigkeit stets genau das Nämliche sagt. Was aber das Bedenkliche an diesen litterarischen Erzeugnissen war, deren letzte Ausläufer wir noch in München bei ähnlichen Vorkommnissen der Fünfziger und Sechziger Jahre sahen, war die gefährliche Verhimmelung, die man mit diesen unglücklichen Delinquenten trieb, besonders wenn sie reuigen oder gefassten Sinnes das Schafott bestiegen. Als am 21. Juli 1769 die Agatha Laimerin nach dem „wohlverdienten Todesurtheil“ des „strengen Malefitzgerichtes“ „mit dem Schwerdt vom Leben zum Tod hingerichtet worden“, liess der Kupferstecher Jungwirth, von Etenhueber, der den Text schrieb, unterstützt, das „Auferbauliche (!!!) Lebensende der Agatha Laimerin“ erscheinen, welche hingerichtet „und von jedermann wegen ihrer ausserordentlichen Geistes- und Gemüthsfassung, dann der annoch auf der Richtstatt zum Volk gehaltenen Anrede bewunderet (!!!) worden“. (XI, No. 33). Und als am 5. Februar 1772 der Mörder Joachim Lidl „zur Richtstadt geschleipfet, und von unten auf mit dem Rade vom Leben zum Tode ist hingerichtet worden“, da stach Jungwirth ein überaus ideal gehaltenes Bild des Dienstknechtes, das eher an einen schwärmerischen Idealisten gemahnt



als einen Verbrecher, und Etenhueber dichtete einen einer bessern Sache würdigen „Abschied zwischen beyden Brüdern“, der dem Mörder in der letzten Stunde mehr Bewunderer gewann, als sich der edelste Tugendheld in fünfzig Jahren eines thatenreichen Lebens erwerben kann. Eingehend werden die Leiden des Gottmenschen geschildert und mit denen des Raubmörders in Zusammenhalt gebracht — eine wahre Blasphemie! (XIV, No. 5).

Es wirkt wohlthuend, dass späterhin die Namen der Verbrecher nicht mehr genannt, sondern nur mehr N. N. oder Georg N. aufgeführt wird. Von all den Schmähungen, die der superkluge Nicolai gegen Bayern und München schleuderte,<sup>80)</sup> ist vielleicht diese einzige gegen Etenhuebers „erbärmlich gereimte Moralreden“ und „elende Reime“ vollauf berechtigt.<sup>81)</sup>

Allein auch in Bayern hatte man sich der Überzeugung nicht verschlossen, dass die Todesstrafe allein die Sitten nicht bessere. „Blutige Richtplätze schrecken auf eine kurze Zeit, aber fürs ganze helfen sie nicht“, hatte 1773 der kurfürstliche Regierungskanzler Andreas von Schaki<sup>82)</sup> warnend ausgerufen, als er (am 28. März) für die Versammlung der Gesellschaft der sittlich- und landwirtschaftlichen Wissenschaften zu Burghausen über Polizeiwesen sprach; und zwei Monate vorher hatte bereits Etenhueber bei einer Hinrichtung die Frage behandelt, warum trotz der Strenge die Verbrechen nicht aufhören.<sup>83)</sup> Dabei kömmt er zu einer für seine Zeit sehr beachtenswerten Idee; er sagt nämlich, alles sei nutzlos, wenn nicht vor allem für entlassene Sträflinge gesorgt werde.

Diese widerliche Galgenpoesie abgerechnet, wird man in den Wochenblättern manches finden, was nicht schlechterdings zu verachten ist, während freilich wieder anderes, wie die „Moralischen Gedanken über die Ermordung der Jungfrau Anna Elisabeth Hofmann (1761)<sup>84)</sup> zu dem Schaudervollsten, was je an Geschmacksverirrung geleistet wurde, gehört.

Übrigens berichtet Etenhueber nicht nur in Versen die Tagesereignisse, die Bände der Wochenblätter sind voll von Oden und Epinikien — Gelegenheitsgedichten, mit welchen er die bedeutenderen Thaten des siebenjährigen Krieges verfolgt.<sup>85)</sup> Bald ist es der Sieg bei Kitlitz (1758),<sup>86)</sup> den ein Sachse und ein Böhme in einem „Discurs“ preisen, der dann wieder „zum Verdruss aller preussisch gesinnten“ von Etenhueber besungen wird, bald das „Portrait des Teutschen Hörmann“,<sup>87)</sup> der (1759) Dresden befreite, dann „das durch Mars und Mors<sup>88)</sup> in Trauer versetzte Sachsenland“ und ähnliches,



dann wieder ein Neujahrwunsch,<sup>89)</sup> was sich den Wochenblättern beigegeben findet. Nur sehr selten nahm Etenhueber auch Beiträge Fremder auf, wie die Geschichte von der bereits erwähnten Hofmannin von dem Studenten Lochner, den Brand der Kaserne (1762) von J. G. M. und anderes Weniges.<sup>90)</sup>

Das Intelligenzblatt, das Heinrich Brauns Bestrebungen um die Hebung der deutschen Sprache besonders unterstützte, war in No. 20 des Jahrgangs 1768 wieder einmal (S. 237) für Sprachreinheit warm eingetreten. Als Entgegnung auf den betreffenden Artikel erschien alsbald eine kleine Schrift „Der baierische Aesop. Ein Traum“. (8 S.), auf welche das Intelligenzblatt (S. 256) wieder antwortete, indem es zugleich den bekannten Erlass des Kurfürsten vom 22. Mai 1765 „die Excolir und Auszierung unserer deutschen Muttersprache, dann die Beobachtung der Rechtschreibkunst überhaupt betreffend“ neuerdings abdruckt. Auch sonst (z. B. S. 263, 264, 273, 276) kommt der Herausgeber auf den Gegenstand zurück, welcher eine fernere Broschüre „Antwort an den Träumer von dem baierischen Aesop. Gedruckt auf der Welt“ (16 S.) zur Folge hatte (vgl. Intelligenzblatt S. 283).

Auch Etenhueber schrieb nun mit Beziehung darauf einen „Träumer ohne Traum, oder die Wahrheit ohne Schminke, dem Verfasser des baierischen Aesop entgegengesetzt am Tage des erfreulichen Einzuges der Tölzer-Garnison“.

Das Intelligenzblatt (S. 274) bemerkt hierzu: „Mit Oel und Essig, mit Salz und Pfeffer gewürzt, ein Votzmaul, welches gewiss schmecken wird. — Wir unsers Orts haben eine ehrliche Portion genommen“.

Die Schrift, welche Baader<sup>15)</sup> in seinem Artikel über Etenhueber anführt, ist eine der wenigen<sup>91)</sup>, welche ich nicht habe auffinden können.

Was Etenhueber die Stelle eines Hofpoeten erwarb und, als er mit derselben bekleidet war, ihm zur dauernden Pflicht wurde, war das poetische Gedächtnis des Geburtstages seines Kurfürsten, des 28. März, sowie des am 12. Oktober gefeierten Namenstages. Es war kein leichtes Stück Arbeit, jedes Jahr zweimal mit einer solchen Gratulation hervorzutreten, ohne in Wiederholungen zu verfallen; zudem war Etenhueber ja nicht der einzige, der sich daran wagte. Es zeugt von richtiger Würdigung der Dichtkunst, dass man in England seit Robert Southey (1774—1843) dem Hofdichter auf sein ausdrückliches Verlangen<sup>92)</sup> gerade die offizielle Dichtung erliess.



Wie hat sich der arme Etenhueber nur um die Titel für seine Oden gewunden! Und wie unvermeidlich war nicht die stete Wiederkehr der Gemeinplätze von den Jahren Nestors, welche der Kurfürst erleben sollte, oder gar jenes den Herrscher stets im Innersten verletzenden Wunsches, es möge ihm endlich einmal Nachkommenschaft geschenkt werden, der, so undelikat er klang, und so weh er ihm that<sup>93</sup>), ihm jedes Jahr zweimal unterbreitet wurde.

Sehen wir uns nur einige dieser offiziellen Wünsche an! In der *Idea boni principis*<sup>94</sup>) (1756) naht sich der Dichter dem Throne.

„Ein Dichter, welchem es gebricht an allen Sachen,  
Kann einzig und allein mit Versen Gala machen,  
Die seine Güter sind“.

Nach allerlei Windungen schliesst er mit der Bitte an den Himmel:

„Gieb, was wir insgesamt mit Zung und Hertze bitten,  
Das Glück der Erbes Folg Maxmilian dem Dritten,  
Verleihe deine Gnad dem bayrschen Löwen-Hauss,  
Damit es balde schlägt in junge Sprossen aus“.

Ein anderes Mal (1759) feiert er „die ausnehmende Glückseligkeit des Bayer-Landes“, <sup>95</sup>) indem er den Fürsten preist, dessen „Stirn aufgeklärt“ ist, ein Lob, das ja unserm Maximilian III. Joseph gewiss gebührt.

„Der bayrsche Parnass ist Zeuge,  
Wie hoch bei Ihm der Eifer steige,  
Die Wissenschaften zu erhöh'n.  
Man schonet weder Geld noch Mühe,  
Nur dass man solche Männer ziehe,  
Die für das gmeine Wohl bestehn“.

Häufig freilich gedenkt der Dichter eher seiner Not als des erhabenen Herrschers, an den er sich wendet. In dem „Merkmahle schuldigster Ehrfurcht und Liebe“ (1761)<sup>96</sup>), das er mit lateinischen Distichen einleitet, rühmt er sich zwar nicht „gleich andern Musen-Söhnen“, vielmehr nur des guten Willens, der „doch ein Theil der Pflicht ergänzt“; wohl aber lenkt er des Fürsten Auge auf seine Not und glaubt, einer Linderung derselben nicht unwürdig zu sein. So singt er:

„Ich wollte, theurster Fürst, zwar gerne Galla machen,  
Allein es leidt es nicht der Umstand meiner Sachen,  
Die Schaafte tragen noch auf ihrer Haut die Woll,  
Aus welcher mir dereinst ein Kleide werden soll.  
Da hilft kein Dichtkunst nicht, kein wohl gebundne Reden,  
Der Kaufmann hat kein Tuch, der Schneider keine Fäden,  
Wenn er nicht baares Geld vor seinem Auge sieht.  
Apoll, der arme Gott, hilft seinen Söhnen nit,  
Doch was Apoll nicht kan, was nicht die Musen können,  
Wär Deiner Mildigkeit, ein leichte Sach zu nennen.



Das alte indiskrete Verlangen nach einem Sprossen äussert die „heissre Dichter-Röhre“ in dem „Unterthänigsten Glückes-Wunsch“ von 1762<sup>97)</sup> an den Kurfürsten, der „Josephens Güte“ fühlt, eine Schmeichelei, die nicht ohne Berechtigung Maximilian III. Joseph so oft zu hören bekam (z. B. auch 1766).<sup>98)</sup>

Und so gehen die „unterthänigsten Glückes-Wünsche“ fort an den Herrscher, der „der Künste Vorthail sieht“ (1763),<sup>99)</sup> „der unser bayrsches Recht erwünscht in Ordnung brachte, die Wissenschaft erhob“,

... „ein bayrsches Athen in München eingeführet,

Die ächte Wissenschaft der Jugend eingebelzt“, (1765)<sup>100)</sup>

bis er einmal (1772) in Erwägung seines Elends in den gewiss seltsamen Wunsch ausbricht, er habe viel erduldet, sei aber doch noch zufrieden,

„Wenn ich bey aller Noth, und was sonst schmerzlich ist,

„Nur dieses nicht erlebt, dass Du gestorben bist“. <sup>101)</sup>

Hatte Etenhueber damals schon die Gefahr im Auge, die von dem kurfürstlichen Leibarzt Dr. Sänftl<sup>102)</sup> drohte? Man möchte fast so glauben.

Wenige Jahre mehr hatte Etenhueber den ihm so gnädig gesinnten Fürsten zu beglückwünschen. Seine Verse vom Jahre 1773<sup>103)</sup> bezeichnen die Materialien<sup>104)</sup> als „auserlesene Verse ... nicht so viel das Werk eines Dichters als vielmehr eines bescheidenen Gratulanten: der die Gelegenheit benutzt, seine patriotische Gesinnung am Tage zu legen“. Ein frischeres Metrum wendet er im nächsten Jahre (1774) an.<sup>105)</sup> Bald jedoch hatte er seine „Klagethränen“ zu weinen über den Tod des vielgeliebten, den er eingehend schildert, und dem er ins Grab nachruft: „Die Regimentslast hat Dich lang genug gedrückt!“<sup>106)</sup>

So manches den bayerischen Hof und das bayerische Land bewegende Fest, so manchen Trauerfall hatte Etenhueber miterlebt und besungen.<sup>107)</sup> Er beschrieb die „allgemeine Landesfreude“,<sup>108)</sup> als der sächsische Kurprinz mit seiner Familie (5. Januar 1760) in München einzog; sein „Dichterrohr, von hoher Kraft gestimmt“, feierte die Primiz des Prinzen Klemens Wenzeslaus (1. Mai 1764) in der Michaelskirche, wobei er ihn „priesterlicher Fürst, vermenschter Seraphin“ anredet;<sup>109)</sup> er schrieb als „schuldigstes Thränenopfer“ die Abschiedsode,<sup>110)</sup> als am 17. Januar 1765 Josepha Maria als Braut nach Wien zog, wandernd „vom Löwen- in das Adlerhaus“, indem er dem „letzten Zweig von Carols Stamme“ nachrief: „Josepha, München sieht Dich nimmer!“

Pathetisch klingt sein Klagelied, als Kaiser Franz der Erste am 18. August 1765 aus dem Leben schied.<sup>111)</sup>



„Darauf begab der Tod sich in das Opernhaus,  
 Zog seinen Bogen an, und rief gebietrisch aus:  
 Ihr welschen Sänger fort, hinweg ihr Operisten!  
 Hinweg ihr Sänger ihr, hinweg ihr Maschinisten!  
 Macht euerm Spiel ein End, ein Trauerscene wird  
 Und tragische Geschichte von mir jetzt aufgeführt“.

In begeisterten Worten zeichnet er den Kaiser, der nie wie die anderen war, „nur Forst und Jäger liebt, und andern Lüsten frohnt“, sondern „glorwürdigist gelebt, glorwürdigist gestorben“.

Nicht minder rühmliche Worte ruft er der Kaiserin Josepha Maria nach, die am 28. Mai 1767 verschied: *Semper honos nomenque tuum, laudesque manebunt!*<sup>112)</sup>

Als am 26. April 1770 Maria Theresias Tochter, die Erzherzogin Maria Antonia (1755—1793) als die erst fünfzehnjährige Braut des Dauphins Ludwig, des nachmaligen Königs, der (1793) auf der Guillotine endete, durch München kam, knüpfte Etenhueber an das alte „Tu, felix Austria, nube“ an und erörterte die versöhnenden Folgen fürstlicher Ehen.<sup>113)</sup> Leider hat sich bei dieser so traurigen Verbindung Österreichs Glück im Heiraten nicht bewährt!

Des Herzogs Klemens Franciscus Tod (13. August 1770) beklagt eine Ode,<sup>114)</sup> die auch im Intelligenzblatte<sup>115)</sup> abgedruckt wurde.

„Was du dem Musenvolk und ihrem Haus gethan,  
 Ist aller Welt bekannt“

ruft er dem verschiedenen Fürsten nach.

Auch auf Deutschlands hohen Adel hatte Etenhueber sein Augenmerk gerichtet. Von den zahlreichen Versen, die er bei festlichen Gelegenheiten desselben zum besten gab, mag nur auf die zur Hochzeitsfeier des Grafen Palm<sup>116)</sup> mit dem Freifräulein von Gumpenberg-Pöttmes gedichteten hingewiesen werden (1772), in denen er das gewiss nicht anfechtbare Wort ausspricht:

„Der Wahrheit wird nicht widerstebet,  
 Wenn meine Muse ruft: es lebet  
 Ein Gott, ein Kayser, und ein Palm“.

Der Zweck aller dieser Reimereien, deren Zahl ins unendliche geht, ist allerdings klar und springt in die Augen. Brot war die Losung, Brot das Endziel aller dieser Poesien. Solange die „Mäcenaten“, die vom Dichter Gefeierten es verstanden, solange ihre Entlohnung den täglichen Erfordernissen des Lebens entsprachen, mochte sich der Hofpoet wohl zufrieden geben; allein nicht immer schienen die hohen Herren so viel Verständnis für das niedere Erdendasein zu besitzen, dass sie unaufgefordert für die Bedürfnisse desselben dem Dichter entgegenkamen. Und er hatte ja doch seiner Überzeugung nach ihre



Unsterblichkeit in der Hand, wie der portugiesische Dichter, der seiner Geliebten drohte, er werde nicht mehr von ihr singen, und um ihr Fortleben in der Nachwelt sei es geschehen.<sup>117)</sup>

Nicht so tragisch fasste übrigens Etenhueber die Sache; er drohte nicht, seine Muse schweigen zu lassen, um seine kargen Gönner zu strafen; nein! er machte Reime, um sich das Nötigste zu schaffen. Er sandte dem Kurfürsten seine „Holzmemoriale“ (S. 32. 33) treulich jeden Dezember, und er erhielt seine „Garnisonen Tölzer Regimenter“ pünktlich. Und so war beiden geholfen; dem Fürsten für seinen Nachruhm, dem Dichter für eine warme Stube.

Nicht ohne Humor sind diese Verse<sup>118)</sup> geschrieben, mit denen sich Etenhueber in kalter Winterszeit an den Kurfürsten um einen Holzbeitrag wendet. Das erste Bittgesuch trägt auf der vierten Seite (als Adresse) die Aufschrift:

An den  
Durchlauchtigsten  
Churbayrschen  
Lands - Regenten  
Will sich in tiefster Ehrfurcht  
wenden  
Mathias Etenhueber  
Um  
Dass von dero Triffamt aus  
ein Tölzer-Garnison wie  
vor zwei Jahren schon ihm  
werde eingelegt ins Hauss.

Genau so wie in seinem Münchener Wochenblatte die politischen Ereignisse schildert er hier des Winters Einzug.

„Der Prinz von Winterfeld, der Nordische Tyrann  
Rückt wieder neuerdings mit frischen Truppen an,  
Das Kaltnerische Corps ist schon vorausgedrungen,  
Und schreibet allenthalb die stärksten Lieferungen  
An Geld, und Brennholz aus: Der General-Major  
Herr Graf von Sausewind geht allen andern vor“.

Es bleibt nichts übrig, als vor dem Feinde, dem nordischen Achilles, dessen Verbündete und Erfolge noch weiter geschildert werden, sich in die Ofenburg zurückzuziehen; „doch Ofenburg allein

„Ist noch nicht vest genug, ein Garnison muss seyn,  
Die Wall und Maur besetzt: Rechtschaffne Bergrecruten,  
Die Tölz anher geschickt auf raschen Isarfluten  
Sind meiner Meinung nach die beste Garnison“.

Des Kurfürsten Gnade hatte ihm bereits sechs solcher Regimenter einmal geschickt, und vor diesen „Grenadiers“ „verlohre sich der Schwarm Schneebergischer Husaren“. Auch heuer, da der Winter sich



mit doppelter Strenge eingestellt hat, bittet Etenhueber den Kurfürsten, er möge die Zahl der Regimenter nicht vermindern, sondern ihm „vier Fichtenbergische“ und „zwei Grenadiers Royal“ schicken.

Diese allegorische Art, das „kaltnerische Korps“ und die „Ofenburg“, die „schneebergischen Husaren“ und „der Prinz von Winterfeld“, findet sich freilich nicht bloss bei Etenhueber. Auf ihr beruhte der Hauptwitz der alljährlichen Schlittenfahrten der Studenten zur Karnevalszeit, um aus den vielen nur jener von 1751, dem Abzuge der „fleischmannischen Garnison aus der Citadelle Kuchenburg“, zu gedenken.<sup>119)</sup>

Launig schildert uns Etenhueber sein Dichterlos und seine armselige Poetenwirtschaft.

„Du weisst ja, dass ich sey ein dürftiger Poet,  
Bey dem die Hausswirtschaft in schlechten Ansehn steht,  
Madam Penuria versiehet Tisch, und Keller,  
Herr Schmalhannss träget auf, und spühlt zugleich die Deller,  
Mein Hausspatronin ist die heil'ge Kümmeruss,  
Allein sie lässt mich nicht zu den Pantoffelkuss“.

Doch der Dichter weiss sich auch mit wenigem zu begnügen. Eine „weisse Kanne Bier“ ersetzt ihm den Wein, ein Stück Rindfleisch das gebratene Huhn; freilich:

„Der Linzer Quint-Essenz ist leider ausgeblieben,  
Weil ich für Oesterreich nicht in Faveur geschrieben“.

Was Ovid, klagt er, von der Verwandlung von Menschen in Bäume schrieb, sind leider nur Poetenträume. Wo nicht, so möge Apollo sein Weib zu einem Baume umgestalten;

„Wie gerne will ich ihn selbst spalten, und zerklieben,  
Und nachmals Scheiderweis in meinen Ofen schieben“.

Allein — Apollo bleibe aus, und nur der Kurfürst könne rettend eingreifen, er, dessen Gnade ihn „zur Zeit der Noth noch nie verlassen“ habe.

Etwas ernster ist ein weiteres Gesuch gehalten, das der kurfürstliche Hofpoet an seinen hohen Gönner richtet, und das auf der vierten Seite als Aufschrift trägt:

Durchlauchtigster  
Regent  
Die Theurung drückt,  
Die Kälte brennt  
Und also findet sich gezwungen  
Mathias Etenhueber  
Dich mehrmals bittlich anzugehn  
Ihm in dem Nothfall beyzustehn  
Acht Regimenter stark  
Mit tölzerischen Lieferungen.



Er wendet sich an den Regenten, den er, einer damals allgemein üblichen Redeweise (S. 40) sich anpassend, „den Joseph unserer Zeit“ nennt. Nach einer langen Klage über die Verschlechterung der Zeit eilt er zu einem humoristischen Schlusse. Um sich ein wenig über die Ungunst der Tage zu trösten, macht er einen Spaziergang „den Isarstrom hinauf Thalkirchen zu“. Mit Schrecken sieht er, dass der Fluss nahezu wasserlos sei.

„Ist es denn nicht genug, dass es an Bier gebricht,  
Vergönnest du der Stadt sogar das Wasser nicht?“

Wie schön war es, wenn sonst „Holz, Kohlen, Erde, Kalk“ auf der Isar hergeschafft wurde und gar erst „eine Lieferung von tölzischen Recruten“. Ein „murmelndes Gethön“ verweist den einsamen Spaziergänger an den Kurfürsten. „Heur ist Dir Holz, und Korn von Höchster Hand beschieden“. Dies ermutigt ihn zu der alten Bitte; seine Notlage ist ja die gleiche geblieben,

„Weil Dichter insgemein auch ohne viel Betheuern,  
Ein Volk wie Petrus sind, dem Gold und Silber fehlt“.

Noch ein drittes Mal wendet sich Etenhueber mit einem derartigen Gesuche an seinen Herrn.

Durchlauchtigster  
Regent!  
Dein armer Hofpoet  
Mathias Etenhueber  
Lässt abermal an Dich  
Hier diese Bittschrift gehn,  
Du wollest ihn,  
Als wie vorhin  
Mit Tölzer Garnison  
Acht Regimente stark  
Und einem Kleid versehn.

Dieses dritte Gesuch ist poetisch weitaus das gelungenste. Etenhueber beginnt mit einer selbstbewussten Erklärung über den wahren Dichter. Nur die höchsten Voraussetzungen erzeugen einen solchen;

„Denn wenn ein Dichter nicht, frey munter, feurig schreibt,  
So wird er klüger thun, wenn er zu Hause bleibt“.

Und doch! was hat der gottbegnadete Sänger von alle dem? Nur „das Elend der Poeten“ bei „aller Singe-Lust“. Auch er hat dies wohl empfunden.

„Mein bairisches Gemüth kann nicht den Fuchsschwanz streichen,  
Sucht keines Menschen Gunst durch Schön-Thun zu erschleichen,  
Es geht gerade zu, schreibt, was das Herze denkt,  
Wenn man es hundertmal mit Gall, und Essig tränkt“.



In der weiteren Folge sucht sich Etenhueber, so nötig er auch die Mäzenate hat, doch möglichst frei von ihnen zu stellen. Seine Worte erinnern an Horazens Epistel an Mäcenat.<sup>120)</sup> Das Amt der Dichtung besteht nicht im Schmarotzen; sie hat die Aufgabe, wahr zu sein, die Guten zu feiern, die Schlechten zu brandmarken. Das führt nun freilich auch zu Gegnerschaft; und Etenhueber kommt zu einem ähnlichen Schlusse wie Horaz<sup>121)</sup>: Omnes hi metuunt versus, odere poetam.

Ja sogar Verleumdungen aller Art muss der Dichter darum hören:

„Der kann nichts ohne Rausch, der schreibt nichts ohne Bier,  
Dem wird die Hauptwach oft zu seinem Nachtquartier“.

Oft haben derartige Verfolgungen den Dichter fast veranlasst, der Poesie zu entsagen; Kalliope ermutigt ihn stets aufs neue zur Dichtung; sie weiss, dass er versöhnt ihr jederzeit wieder folgt. Auch an den Kurfürsten tritt sie für ihren Schützling heran, den „Joseph unsrer Zeit“, „Titus und August“, und legt warme Fürsprache für ihn ein:

„Des Winters kalte Faust klopft wieder an die Thür,  
Lass seine Dürftigkeit mit Holz, und Kleid versorgen,  
Und mach ihn einmal frey von allen Nahrungssorgen“.

Wohl muss es dem armen Poeten nicht aufs beste ergangen sein; denn Kalliope fährt weiter:

„Er geht aus Armuth schlecht, er schreibt vor Kummer matt,  
Indem sich nirgends zeigt ein Freund und Mecenat,  
Er hätte zwar noch mehr, ja ungleich mehr vonnöthen,  
Doch dissimal wirst Du nur, um Holz und Kleid gebeten“.

Ein andermal schreibt Etenhueber ein Gesuch:

Durchlauchtigster  
Landsregent!  
Den Baiern  
seinen Titus nennt, etc.  
An Dich gelangt  
In tiefster Unterthänigkeit  
Bey dieser rauhen Winterszeit  
Mathias Etenhuber  
Flehen  
Du wollest ihn, als wie vorhin,  
Acht Regimenter stark  
Mit Tölzer Garnison versehen.

Dies Gesuch ist im Exemplare der kgl. Hof- und Staatsbibliothek in den Jahrgang 1776 (Dezember) eingebunden. Auch hier entwirft Etenhueber ein recht ärmliches Bild seines Daseins.

— — — „Ich höre mir zum Spott  
Das tägliche Gezisch: wie gross ist seine Noth?



Wie geht er doch so schlecht, und bettelhaft gekleidet?  
 Seht! was der Reimenschmied für Frost, und Hunger leidet!  
 Wie sieht er doch so fett, und gravitatisch aus,  
 Als gieng er wirklich her von dem Quatemerschmaus?“

Der Dichter kann dies leider nur zugestehn. Er bestätigt traurig:

„Ja Freund! ich muss dir recht in jedem Stücke geben,  
 Der Reimenhandel lässt mich schlechte Zinssen heben;  
 Die aufgeklärte Welt ist viel zu delicat,  
 Als dass ein starker Geist mein Schlimpschlampschlodi-Blatt  
 Soll schätzen Lesens werth, und sich an Dingen laben,  
 Die weder Salz, Geschmack, noch Schwung und Nachdruck haben“.

Peinlich berührt ihn dabei, dass er bessere Zeiten gesehen, und das alte „miserum est habuisse non habere“ klingt ihm schwer ins Ohr. Wie bei Dante<sup>122)</sup> Francescas Geist klagt, kein grösseres Unglück gebe es, als in Tagen des Niedergangs sich der einstigen Höhe zu erinnern, so kann auch er sich rühmen:

„Ich denke aber auch zurück an jene Zeit,  
 Da mich die Poesie mit manchem Glück erfreut,  
 Da es noch Fässchen Wein und grosse Thaler setzte,  
 Da man den Mann noch nicht nach seinen Kleidern schätzte,  
 Da Oestreichs Kaiserinn (welch unschätzbare Gnad?)  
 Ein göldenes Mädaill mir zuerkennet hat,  
 Da ich noch einen Staat in netten Kleidern machte,  
 Da mich bei Fremden auch mein Ruf in Ansehn brachte“.

Leider sind jene schönen Zeiten vorüber, und auf das Gloria folgt nun ein Miserere. Um den armen Dichter steht es jetzt schlimm:

„Der Jugend Munterkeit ist längst schon ver-raucht,  
 Der Glieder beste Kraft durch Krank-seyn ausgehaucht:  
 In meinem Alter erst, bey meinen grauen Haaren,  
 Muss ich Verfolgung Noth, und tausend Angst erfahren.  
 Die liebe Hauswirthschaft liegt da als Banquerot“.

Er ist lebensmüde und ruft den Tod an, der ihn aus solcher Lage befreien mag. Und es war auch nicht einladend bei ihm.

„In meinem Speisgewölb rumort die magre Fasten,  
 Der Spinnen Weberstuhl macht meinen Kleider-Kasten,  
 Zur Fliegen-Jagd bequem, die Schissel-Ram ist leer,  
 O weh! da paradiert kein Zünn, kein Kupfer mehr.  
 Mein wenig Silberzeug, das ich vorhin errungen  
 Mit so viel Müh und Schweiss, hat jenes Haus verschlungen,  
 In welches Tag, und Nacht der Zutritt offen steht,  
 Wo aber auch nichts mehr so leicht zurücke geht“.

Und noch immer wollte Etenhueber etwas leisten, wenn die Nahrungssorgen nicht wären; allein:

„Wie kann ein Bierschlauch doch mit göttlichen Gedanken,  
 Und Versen schwanger gehn? Entzieht Horaz den Wein,



Er wird nicht Evoe aus vollem Halse schrey'n;  
Und gleichwohl soll man jetzt um dreyzehn magre Batzen  
Ein ganzes Dichterwerk auf so viel Bogen krazen“.

Mehr als alles aber quält den Dichter der Frost des Winters; seine Regimenter sind desertiert; der Kurfürst freilich hätte „gute Berg-Soldaten“, die ihm schon früher vortreffliche Dienste gethan. Um solche acht Regimenter bittet er wieder und schliesst mit einem schlechten Witze auf die gefällten Waldriesen:

„was schadet dieses mir  
Dass sie Waldenser sind, und also Ketzer heissen?  
Ich, als ein Katholik muss ihre Dienste preissen.  
Die Lieb des Nächsten hat sie durch, und durch beflammt.

Ein andermal wendet er sich wieder an den Fürsten, den „Baiern seinen Titus nennt“, um „sechs Regimenter“. „Schon tausendmal“, hebt er an, „hab ich die Poesie verschwohren“, die nicht nur dem armen Dichter nichts einbringt, sondern ihn auch noch dem Spotte der Zoili und Aristarchi preisgiebt. Allein er hat nun einmal diese trübselige Bahn betreten; die rauhe Jahreszeit naht heran; „der nordische Tyrann fängt wieder an zu rasen“, was bleibt ihm Anderes über, als eine Berufung an die höchste Gnade; denn ohne sie müsste er „Frost, zugleich auch Hunger leiden“.

Diese von seinen Spöttern unendlich verhöhnten „Holzmemoriale“ wurden nach Westenrieders Zeugnis vom Volke „begierig aufgekauft und gelesen“<sup>123</sup>, und damit war ja dem Dichter mehr als mit allem Anderen gedient. Freilich hätte er sein Herz mit lateinischen Versen mehr befriedigt, als mit den deutschen Reimereien; aber nur selten konnte er zu ihnen greifen, wie er dies z. B. freudig in seinem „Erneuten Altertum“ that.

Ohne Zweifel hatte der thätige Hofkupferstecher Fr. X. Jungwirth (1720—1790)<sup>124</sup>) zwölf Gemälde berühmter Persönlichkeiten zur Verfügung, was die Veranlassung für Etenhueber wurde (1763), sein „Erneutes Altertum“<sup>125</sup>) in deutscher und lateinischer Sprache zu dichten, wobei die deutschen Verse sich nicht immer genau an die lateinischen, welche offenbar das Original vorstellen, anschliessen. Man sieht es dem Dichter an, wie ungleich leichter ihm die lateinischen Verse aus der Feder fliessen, als die schwerfälligen deutschen Reime, denen man nur zu oft die Mühe anmerkt, die sie ihn kosteten.

Das erste Bild „Senectus“ führt zu einer Verherrlichung des Greisenalters, in der man die Gemeinplätze Ciceros unschwer erkennt. Mit dem Helden Skanderbeg beschäftigt sich das zweite Bild, Thomas Morus enthält das dritte.



„Das ist des Hofes Brauch, so ist das Hofe-Leben,  
Des Fürsten Günstling muss in Furcht, und Aengsten schweben“  
ist die Hauptlehre, welche der Dichter dem Sturze des englischen Kanzlers entnimmt. Der grosse Saladin veranlasst ihn zu einer Betrachtung über die Nichtigkeit alles Irdischen, die, ohnedass der Dichter natürlich so etwas beabsichtigt, hart an Falstaffs Erörterung der Ehre hinstreift.

„Und wenn der Held nun tod, wer giebt ihms Leben wieder?  
Wie hört ers, wenn man ihn hier einen Helde nennt?  
Wie riecht ers, wenn man ihm des Nachruhms Weyhrauch brennt?  
Wie sieht ers, wenn um ihn die Martis-Söhne klagen,  
Und das Gewöhr verkehrt nach seiner Leiche tragen?  
Giebt ihm das Regiment drey Salve in das Grab,  
Was sorgt sein todter Leib um diese Todten-Gab,  
Wenn auch das ganze Heer sich stellet in Parade,  
Was fühlt das Knochen-Bild von dieser letzten Gnade?“

Meint es der vielgeschmähte Falstaff anders, wenn er sagt:  
„Kann Ehre ein Bein ansetzen? Nein! Oder einen Arm? Nein! Oder  
den Schmerz einer Wunde stillen? Nein! . . . . . Wer hat sie?  
Er, der vergangenen Mittwoch starb. Fühlt er sie? Nein! . . . .<sup>126)</sup>

Doch unser Etenhueber hat sich nur in seinem deutschen Teile zu dieser Anerkennung des „vanitas vanitatum vanitas“ hinreissen lassen; sein lateinisches Gedicht trabt auf stolzen römischen Phrasen einher und endet mit dem Gegenteile des deutschen Gedankens pathetisch:

„Sed felix Heros, patriae qui jura tuetur,  
Aut stans pro patria dura per arma cadit.  
Gloria non illum vel in ipsa morte relinquit,  
Vivit enim meritis, Fama perennis erit“.

Tamerlans Leben schildert das nächste Bild. Von niederen Eltern geboren, wurde er „General, und kurze Zeit darauf der höchste Feldmarschall“, der den „Bluthund“ Bajazet besiegte. Der Streiter um das heilige Grab, Gottfried von Bouillon, gilt als Beweis der Notwendigkeit der Eintracht, während an Cyrus die Hinfälligkeit irdischer Grösse bewiesen wird. Tomyris besiegte ihn und liess ihm sein Haupt abschlagen,

„Sie kehrt es um in Blut, und sprach ergrimmt darauf,  
Weil dich nach Blut gedurst, so sauf, nun Cyre sauf!“

Das achte Bild trägt Totilas Antlitz; er ist „der blutige Tyrann, der andern Wütrichen zum Beyspiel dienen kann“. Nach ihm folgt Diogenes der Kyniker und Aristoteles, „der grosse Stagirit, der Philosophen Krone“; die beiden letzten Bilder endlich zeigen Archi-



medes und Muhammed, den „falschen Glaubenslehrer, der Erde Missgeburt“.

Einige der Bilder, wie Totila, sind von Johann Michael Söckler (1744—1781), einem Schüler Jungwirths, den dieser freilich alsbald als einen Nebenbuhler zu verfolgen begann;<sup>127)</sup> andere, wie Archimedes, von dem frühe (1768) verstorbenen Max Jungwirth, dem Sohne des Kupferstechers.<sup>128)</sup>

Es ging, wie wir aus den zahlreichen Dichtungen Etenhuebers bisher sahen, dem regsamen Hofpoeten der Stoff nicht aus; da traf ihn, wie so viele in bayerischen Landen, das schwere Unglück, dass der aufgeklärte Fürst starb, der ihn zu einer Ehrenbezeugung, welche, wie nicht zu zweifeln, „im vollkommensten Ernst gemeint war“<sup>129)</sup>, erhoben hatte. Der Trauerode, mit welcher Etenhueber dieses Verlustes gedachte, ist bereits (S. 40) Erwähnung geschehen.

Welch schwere und einschneidende Veränderungen über Bayern mit dem Einzuge Karl Theodors hereinbrachen, ist bekannt.<sup>130)</sup>

Eine völlige Änderung des Systems und aller bisher geübten Gepflogenheiten trat ein, und auch unser Hofpoet hat in der Periode seines neuen Landesherren nur Unangenehmes zu erfahren gehabt.

Selbstverständlich begrüßte er ihn mit einer patriotischen Ermunterungsode;<sup>131)</sup> befremdend ist, dass er sich den Lieblingstitel eines Hofpoeten am Titelblatte derselben nicht beilegt.

Er schildert im Eingange die bange Sorge, mit welcher Bayern in die Zukunft blicke. Allein Gott Sorge für alles.

„Und Bayern, und du murrst sogleich,  
Wenn dir ein harter Unglücksstreich,  
Wenn dir ein schwerer Fall begegnet“.

Der Kurfürst zieht ja eben ein, „den du so lang entbehren müssen“. Max sei wohl gestorben; glorreich aber trete Karl Theodor in seine Hauptstadt ein. Sein Volk begrüße ihn jubelnd; denn:

„Es ist kein Volk wohl auf der Welt,  
Das mehr auf Treu, und Liebe hält,  
Das seine Fürsten mehr verehret;  
Diess ist ein Lob, diess ist ein Ruhm,  
Der Bayern, als ein Eigenthum,  
Und als ein Erbrecht zugehöret“.

So trägt denn Etenhueber alle die ehrenden Epitheta von dem „besten Titus und August“, die er einst so reichlich auf Maximilian III. Joseph gehäuft, auch auf den neuen Landesfürsten über und schliesst mit den begeisterten Worten:

„Ein Fürst, ein Volk, ein Herz, und Sinn,  
Und Pfälzer, ihr seid unsre Brüder!“



Allein nur zu bald musste Etenhueber erfahren, dass Bayerns schönste Tage auf eine Reihe von Jahren vorüber seien; er sollte es bitter an sich selbst erproben.

Im grunde galt Etenhueber schon lange auf dem Gebiete der Litteratur nichts mehr. Wenn er, wie Westenrieder<sup>132)</sup> sagt, ein Mann war, „der zwei Leben erlebt, in deren einem er angebetet, und in dem andern vergessen ward“, so bewegte er sich seit Jahrzehnten bereits in diesem zweiten minder erfreulichen Teile seines Daseins.

Etenhueber fühlte es selbst nur zu schmerzlich, dass ihn eine neue Richtung überflügelt hatte. Er war ehrlich genug, auch ihr die Berechtigung nicht zu versagen; ja Westenrieder<sup>133)</sup> erzählt: „Gellerten, Rabner, Klopstock und Männer, die ihnen ähnlich sind, schätzte er unendlich, und auf diejenigen, nach deren Begriffen und Grundsätzen seine Schriften keine Werke des Geschmacks sein konnten (ich gab ihm oft, aus Neugierde, wie er urtheilen würde, dazu Gelegenheit) schimpfte er nicht. Keine Sylbe von der heutigen ungezogenen und groben Art, womit unsre Journalisten um den Besitz der Humanität streiten, kam ihm aus dem Mund; aber für ihn war nichts mehr übrig, als seinen edeln Gram stillschweigend in sich selbst zu verschliessen, und sich allenfalls mit jenem, emendaturus, si licuisset, eram, so gut sichs mochte thun lassen, zu trösten. Er sah, wie die Achtung, und noch mehr, wie die Dankbarkeit für seine Bemühungen dahingieng und wiederkommen würde“. . . . .

„Als er fühlte, wie weit anders diejenigen dichteten, die itzt als Dichter erschienen, wars zu spät. Jahre, Kummer, unauslöschliche Eindrücke seiner Jugend, Mangel an Aufmunterung, an Kraft, und Heiterkeit des Geistes, vielleicht harte Demüthigung seiner selbst, und daraus entstandener Kleinmuth und Zaghaftigkeit drückten ihn darnieder . . . .“

Die Ereignisse, welche auf den Tod Maximilian III. Joseph folgten, mussten ein echt bayerisches Herz, wie es Etenhueber besass, mit tiefster Besorgnis erfüllen. Nicht so war es, wie Etenhueber Karl Theodor begrüsst hatte: „Ein Fürst, ein Volk, ein Herz und Sinn“. Bald wurden die beängstigenden Gerüchte, Karl Theodor sei gesonnen, Niederbayern und die Oberpfalz an Österreich zu überlassen, bestätigt. Ein solches Vorgehen war gegen den ausdrücklichen Vertrag, den er mit Maximilian III. Joseph geschlossen hatte; es vernichtete die Hoffnungen, welche das Land auf die Nachfolge der Pfalzgrafen von Zweibrücken-Birkenfeld in dem ungeschmälerten Kurfürstentume gesetzt hatte. Etenhueber griff zur Feder, und in einer Ode



„Das sich beschwerende Baiern“ (1778)<sup>134)</sup> gab er den Gefühlen Raum, welche nicht bloss das bayerische Volk empfand, sondern die auch die Herzoginwitwe Maria Anna<sup>135)</sup> trieben, für Bayerns Integrität einzutreten. Er wendet sich an das undankbare Österreich, das nun auf Josephs Erbvergleich die „Dörnerkron“ drücke und den Bestimmungen des westfälischen Friedens ungetreu werde. Kaum sei der beste Fürst ins Grab gesunken, da nahe es sich; die Stimme sei zwar Jakobs Stimme, die rauhe Hand aber „zwackt mit gewohntem Esausgrimm das beste Stück vom Land“.

Drastisch schildert er Bayerns Zustand seit dem Füssener Frieden, wo man sein „Sterbelied“ sang. Der bayerische Löwe sei matt und zahnlos; es sei nichts mehr an ihm. Mit berechtigtem Stolze zeigt er jedoch in einem Rückblicke auf die Vergangenheit, dass dem nicht immer so gewesen sei; die Sau und die Donau könnten Österreich noch zeigen, „wie angenehm, lieb, und willkomm mein guter Baier war“. Der heisse Tag von Prag, wo der Bayer den „neuen König“ schlug, dürfe nicht vergessen werden; und überhaupt, fährt Etenhueber fort:

„Du Sprecherinn im höchsten Thon  
wie vielmals wankte dir  
auf deinem Haupt die Krone schon,  
du suchtest Hilf bey mir“.

So oft das stolze Adlerhaus „in die Maus getreten“, habe der Löwe ihm ausgeholfen; als die Janitscharen vor Wien ihre Fahnen schwangen, da kamen die Bayern zum Entsatz; der „blaue König“ erschlug den Sarazenen, jetzt aber zahle Undank alle frühere Hilfe. Bitter, aber nur zu wahr ist es und durch unsre Geschichte bewährt, was Etenhueber sagt:

„Solang der Baier wird gebraucht,  
heisst es: Der brave Mann!  
ist einmal die Gefahr verraucht,  
schaut ihn kein Hund mehr an.  
sein Blut, sein Schweiss, Müh, Geld und Treu  
sind in der Noth wie Gold,  
nach dieser aber Stein, und Bley,  
der Undank ist sein Sold“.

Mit Hohn gedenkt man dann des Bayern und heisst ihn wie ein Schwein seinen Eichelschmaus suchen und den Magen mit Bier auswaschen. Ist es bei solcher Behandlung des Bayern nicht berechtigt, mit Etenhueber allen denen, die ihn trotz ihrer Geringschätzung heimsuchen und die Hände lüstern nach ihm ausstrecken, zuzurufen:

„Was hast du denn bey mir zu thun,  
du ungebethner Gast?“



gelüstet dich der Würste nun  
 und meiner Schweine Mast?  
 o lass dir doch den Appetit  
 auf eine Zeit vergeh'n!  
 sonst dürfte wohl dein kühner Schritt  
 zu letzt auf Krucken geh'n“.

Schmecke dem Fremden aber, schliesst der zornige Dichter, das bayerische Brot, so möge es Gott ihm gesegnen; er möge sich dran satt essen, doch nicht zugleich auch den Acker samt dem Pfluge verlangen.

Etenhuebers Drohung, es blitze schon fürchterlich, und der Sieg sei allzeit ungewiss, wurde zwar wahr; allein der Teschener Friede hat Bayern trotz alledem das Innviertel gekostet, ob auch nicht Österreichs sämtliche Pläne zur Reife gelangten.

Für Etenhueber wurde diese Ode verhängnisvoll: Man stiess sich an ihrer Fassung und nahm ihn gefangen. Hören wir seinen Zeitgenossen Westenrieder<sup>136</sup>): „Er musste ins Gefängniss, welches kein beschimpfender Ort ist, für tausend andre erträglich gewesen seyn würde, aber für ihn unbeschreiblich kränkend war. Als man hinter ihm die Thüre des Thurms schloss, fiel er in Ohnmacht, und der Schmerz drang ihm in das Innerste der Seele“.

Westenrieder billigt dies Verfahren gegen Etenhueber durchaus nicht und vergleicht es mit dem, was vor Jahrhunderten Aventin widerfuhr.<sup>137</sup>) Er hebt mit vollem Rechte hervor, dass „ein Gelehrter, der von der bildenden Litteratur Profession macht“, fast immer ein „leidendes, unzufriedenes, und daher nicht selten ein unfreundliches Geschöpf“ sei. Doppelt empfinde er aber, wenn er von anderen, gleichviel ob Natur oder willkürliche Konvention ihnen eine hohe Stelle anweisen, erniedrigt wird, besonders da, wo er glaubt, im Rechte zu sein.

Etenhuebers Gefängnis war von ganz geringer Dauer, allein man machte die Wahrnehmung, dass er nach demselben „der muntere Mann nicht mehr war, der er ehemals gewesen. Er ging betrübt und verlassen umher, und verfiel zusehends“<sup>138</sup>).

Auch seine Muse schien ihn allmählich zu verlassen, und das war ja gleichbedeutend mit dem Verluste des Lebensunterhaltes, den er mit ihr gewann. Weniges ist noch von ihm geschrieben worden oder erhalten geblieben. Die Kämpfe im bayerischen Erbfolgestreit<sup>139</sup>) riefen ihn (1779) noch einmal zur politischen Dichtung,<sup>140</sup>) in welcher er den „herzlichen Wunsch zur Vereinigung der im harten Krieg befangenen hohen Potentaten“ äussert. Er wendet sich an den mächtigsten Fürsten jener Tage, an Friedrich den Grossen:



„Und du, o Friedrich! du nordischer Achil!  
Du Donnergott der Welt! mach die Kartaunen still“  
und endet mit dem Wunsche für sein Vaterland:

„— und du, o Baiern! du  
Bleib unzertheilt, bring mir das Friedensopfer zu“.

Es ist dies wohl Etenhuebers letzte politische Dichtung; das Wenige, was wir sonst noch von ihm besitzen, bleibt der Politik ferne, die ihm so schwere Tage verursacht hatte.

Ein lebhaftes Bild eines bayerischen Volksfestes entwirft Etenhueber in seiner Schilderung des Pferderennens,<sup>141)</sup> das Kurfürst Karl Theodor am 20. Juli 1779 veranstaltete. Zwei Monate waren vergangen, seit der Friede zu Teschen (13. Mai) geschlossen worden war. Wenn man die Gefühle bedenkt, welche Karl Theodor beherrschten, wenn er ein solches Fest mit „seinen“ Bayern feierte, wirkt die Hingabe des Volkes an seinen Herrscher doppelt drastisch. Was der eben erst ob seiner Vaterlandsliebe gemassregelte Dichter von der Treue der Bayern preist, dass „kein Volk in der Welt um seines Fürsten Wohl so heftig sich erfreut“, dass den Bayern „das Generalmandat, den Fürsten treu zu lieben“ schon „von Geburt aus in das Blut geschrieben“ sei, dass diesem Volke „kein Volk an Liebe gleichen“ könne, liest sich, unter solchen Umständen geschrieben und von einem solchen Patrioten gedichtet, wie eine Bestätigung des so wahren Spruches König Ludwigs des Ersten: „Bayern, zu verderben seid ihr nicht!“<sup>142)</sup>.

Es ist ein überaus schmeichelhaftes Bild, mit dem Karl Theodor gezeichnet wird.

„Auch Baiern wird durch ihn ein Paradiess der Erden,  
und München ein Athen von allen Künsten werden,  
das Reich der Wissenschaft im höchsten Grade blühn,  
der Dummheit Finsterniss nach Lapplands Küsten ziehn:  
die Haus- und Landwirthschaft, wie Ströme, sich ergiessen,  
und alles in ein Herz und Seel zusammen fliessen“.

Der Kurfürst werde in seinem „lieben Baiern“ die goldene Zeit heraufführen und das Baierland ihn „als seinen Schutzgott ehren“. In frischen Farben, lebendiger als er sonst zu malen pflegt, schildert Etenhueber das Wogen der Massen vor dem Feste und die Mengen, die zu demselben herbeiströmten. Der mit Linden bepflanzte Kanal schloss das Bild ab; am Kesselwall stand ein Lusthaus für den Fürsten und links und rechts Zelte für die Adeligen; allenthalben aber flatterten die weiss und blauen Fahnen; das Haus Bayern aber geht nicht unter, „solang noch eine Farb von diesen Fahnen lebt“.



Nachdem die Verteilung der Preise witzig beschrieben war, bei welcher „Preussings Renner“ den ersten, „das goldene Medaill“, gewann, schliesst Etenhueber mit einer überaus geschickten Anrede an den Kurfürsten:

„Du aber hast dabey den schönsten Preiss gewonnen,  
Die Herzen Deines Volks. Nicht eins ist Dir entronnen“.

Unter der Schar der Litteraten, <sup>143)</sup> welche die Anwesenheit des Papstes Pius des Sechsten (1775—1798) in München (im Mai 1782) feierten, befand sich natürlich auch der bayerische Hofpoet. <sup>144)</sup>

„O heiliger Triumph! Triumph uns unschätzbar:  
in Baiern nie gesehn, so lange Baiern war“,  
hebt er sein Gedicht an. Wieder hat sich München als „zweites Rom“ <sup>145)</sup> erwiesen;

„Dann zeige mir ein Ort, ein Ort der ganzen Welt,  
wo man sein Kirchenhaupt in grössern Ehren hält.

— — — — —  
O lebte Augustin in dieser unsrer Zeit,  
in München sah er jetzt Roms alte Herrlichkeit“.

Vielleicht war diese Begrüssung des Papstes Etenhuebers letzte Gelegenheitsdichtung; denn die Tage seiner irdischen Wanderung waren gezählt. Not und Elend schien schwer auf ihm zu lasten. „Wenige“, sagt Westenrieder, <sup>146)</sup> „kannten seine Dürftigkeit, und nicht alle, die sie sahen, nahmen sie zu Gemüthe“.

Der kränkelnde Mann fand am 16. September Aufnahme bei den Barmherzigen Brüdern; der Eintrag im Krankenbuche lautet: „Hr. Mathias Etenhueber ein Boet, gebürtig von hier aus der Stadt, alt 62 Jahre, der Vater: Mathias, die Mutter: Elisabetha B: T: O: G. Schl: Kl. (d. h. nach anderen ausgeschriebenen Stellen: Beide tot, Ohne Geld, Schlechte Kleidung). Dessen Zustand gangraena interna; katholisch“. <sup>147)</sup> Aber auch die gewiss aufopfernde Sorgfalt der Barmherzigen Brüder vermochte sein Leben nur noch eine Woche zu fristen. Er verschied unter ihrer Pflege Montag den 23. September 1782. <sup>148)</sup>

Keine Zeitung gedachte des verewigten Dichters. In den Münchner Stats, gelehrten und vermischten Nachrichten <sup>149)</sup> steht nur unter den Gestorbenen: „Hr. Joseph Ettenhuber (also nicht einmal mit dem richtigen Taufnamen!), kurfl. Hofpoet bei den ehrw. barmh. Brüdern 62 J. a. — Die einzige Erinnerung!

Auf ihrem eigenen Friedhofe, wo sich eben jetzt ein stattlicher zum Krankenhause gehöriger Neubau erhebt, bestatteten ihn die Barmherzigen Brüder, welche damals im Krankenhause die vollständige Kuratie ausübten. <sup>150)</sup>



Selbst das Datum seines Todes ist falsch überliefert worden. Obwohl es Westenrieder annähernd richtig angiebt, — er führt den 24. September auf — verzeichnet Baader und nach ihm Goedeke den 24. August als seinen Todestag. Hermann von Schmid folgt Westenrieder.

Wir besitzen ein Bild Etenhuebers,<sup>151)</sup> das sein bis zum letzten Augenblicke ihm treu ergebener Freund Franz Xaver Jungwirth in Kupfer (nach einem Ölbilde des Hofmalers Öfele)<sup>152)</sup> stach. Aus den vollen Formen seines freundlichen Antlitzes spricht heitere Gutmütigkeit, Wohlwollen, zugleich auch ein Zug von Selbstbewusstsein. Westenrieder<sup>153)</sup> erzählt von seinem äusseren Auftreten: „So glaube ich ihn in den letzten Jahren, wo ich ihn oft auf einsamen Spaziergängen als einen, ich weis nicht, wie, rührenden und mir ehrwürdigen Mann, antraf, und mich, ohne dass er mich jemals gekannt hat, zu ihm mengte, gesehen zu haben“.

Auf wen könnten wir uns überhaupt eher berufen, wenn es gilt, über den armen Poeten ein endgiltiges Urteil zu gewinnen, als auf seinen grossen Zeitgenossen Westenrieder, auf ihn, dem nicht nur das warme Gefühl für alles, was Bayern betraf, in der Brust loderte, sondern der auch den durchdringenden Geist besass, um nicht bloss ein wohlwollendes, sondern auch ein strenges Wort zu sprechen.

Westenrieder<sup>154)</sup> äussert sich über Etenhuebers poetische Begabung: „Er wurde vielleicht zum Dichter geboren, blieb aber, von seinem Zeitalter und seinem Schicksal, das unser ganzes Mitleid verdient, niedergedrückt, meistens nur Versemacher, deren er uns weit über hunderttausend geliefert hat. Er war kein Dichter; aber wer das Herz eines Dichters fühlt, dem fliesst beym Andenken dieses Mannes eine mitleidige Thräne vom Auge“.

„Was ein fähiger Kopf damals thun konnte, um vor andern sich auszuzeichnen, das hat Etenhueber frühzeitig geleistet, und seiner Neigung zum Dichten durch Versuche genug gethan, welche seinen Zeitgenossen ein erfreulicher Beweis von ganz ungewöhnlicher Fähigkeit waren“.<sup>155)</sup>

Westenrieder<sup>156)</sup> behauptet, „dass Etenhueber in seinen Umständen ward, was er werden konnte“. . . . . „Das Dichten war sein Brod, und das war so viel, als hätte man ihm die Nothwendigkeit auferlegt, nie etwas, das eigentlich dichten heissen konnte, zu verfertigen“.

Ungleich günstiger urtheilt Westenrieder<sup>157)</sup> über den Menschen und Charakter. „Er hat seinen Zeitgenossen bey allen Vorfällen, so



gut ers vermochte, die Wahrheit gesagt; aber nie hat er jemand gekränkt, oder sich solcher Züge, welche auf Personen gedeutet werden könnten, bedienet. Er hat immer, wie man bedurfte, belustigt; aber nie hat er sich eines zweydeutigen Scherzes oder unanständigen Anspielung schuldig gemacht, sondern innerhalb den Grenzen der Züchtigkeit blieb er, und was er sang, brauchte von den Ältern nicht erst gelesen zu werden, obs die Kinder auch singen dürften. Und ich habe alles gesagt, wenn ich zu seinem Andenken sage, er habe nie einem Kinde etwas zu leide gethan“.

„Er besass ferner einen überaus gesunden Verstand und eine männliche Beurtheilungskraft, so, dass er in Bedienung treffliche Dienste geleistet haben würde“.

Hatte Franz Trautmann <sup>158)</sup> nicht alles Recht, ihn einen „Ehrenmann im besten Sinne des Wortes“ zu nennen? —

Das schönste Denkmal aber hat „der Volkslehrer seines Vaterlandes“ <sup>159)</sup> dem bayerischen Patrioten gesetzt, wenn er von ihm rühmt <sup>160)</sup>: „Noch eine Tugend, ich werde nie aufhören, sie unter den ersten und wichtigsten Tugenden eines Bürgers oben an zu setzen, war ihm eigen: eine unumschränkte Liebe zu unserm Vaterland. Was man von dieser Liebe, da wo sie übertrieben wird, von Meynung und Vorurtheil sagen mag, diese Liebe, auch wo sie durch Übermaass ein Fehler wird, ist der Fehler verzeihlichster, und ich halte nichts von dem Mann, cui, ubi bene est, patria est, halte entgegen alles auf den, der viel auf Uns, und viel auf sich allein wegen uns Allen hält. Wo Etenhueber viele Landsleute sah, da rühmte er den durchl. Kurfürsten und Bayern, da suchte er Seelen für Bayern gestimmt und ein Lied zu Bayerns Lob“.

Welche Achtung Westenrieder dem Manne entgegenbringt, dessen armseliges Ende „nicht zu unserm Ruhme“ <sup>161)</sup> gereichte, bekundet er am schönsten damit, dass er aus Tristram Shandy <sup>162)</sup> die letzten Augenblicke Yoriks herausnimmt, „in der Absicht, sie durch die zärtlichste Musik geleitet, an das Grab unsers Landsmanns (Etenhueber) zu führen“ <sup>163)</sup>.

Westenrieders rückhaltlose Anerkennung Etenhuebers genügt allein schon, ihm eine ehrenvolle Erinnerung zu sichern. Sein echt bayerisches Wesen stellt ihn jenen Männern mit Recht an die Seite, deren treue Vaterlandsliebe ihnen zu ewigem Ruhme auslug. Dass er nicht zu den ersten Zierden der deutschen Dichtung in Bayern gehört, lag theils in den Zeitverhältnissen, in denen er geboren und



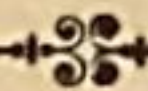
erzogen wurde und später wirken musste, teils auch in der drückenden Armut, die ihm die Feder in die Hand drängte und ihn zu hastiger Arbeit zwang.

Das Wort, welches er selbst einmal<sup>164)</sup> (1769) von den Schriftstellern äusserte:

„Aus 1000 Authorn sind kaum zehen auserlesen,

Der andern Lob und Ruhm wird in dem Grab verwesen“,

hat sich freilich an ihm bewahrheitet. Sollte er aber selbst als Dichter zu den Vergessenen zählen, den Freund seiner bayerischen Heimat, deren Schicksale er dichtend nahezu ein halbes Jahrhundert verfolgte, wird kein wahrer Bayer unterschätzen. Er wird stets da seinen Platz finden, wohin schon Westenrieder ihn gestellt hat, in den Blättern „zum Andenken grosser und guter Seelen“. <sup>165)</sup>





## Quellennachweise.

---

<sup>1)</sup> Die Teilung der Erde.

<sup>2)</sup> S. den Artikel Hofpoet bei Ersch und Gruber, 2. Sektion, 9. Teil (1832) S. 319.

<sup>3)</sup> S. über ihn die Histoire littéraire de la France Bd. XVIII S. 87 und Nouvelle Biographie générale Bd. XXIII S. 817.

<sup>4)</sup> Quant li rois ot mangié, s'apiëla Elinant;

Por lui esbanoier li commande que cant.

Cil commence à canter . . .

(Li Romans d'Alixandre par Lambert li Tors et Alexandre de Bernay, hsg. von Heinrich Michelant. Sttg. 1846. S. 413 V. 18. — Bd. XIII der Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart.)

<sup>5)</sup> Nach der bekannten Stelle:

Taillefer, qui mult bien chantout,

Sor un cheual qui tost alout

Deuant le duc alout chantant

De Karlemaigne et de Rolant

E d' Oliuers e des uassals

in Maistre Wace's Roman de Rou et des Ducs de Normandie nach den Handschriften von Neuem herausgegeben von Dr. Hugo Andresen. (Heilbronn 1877.) Zweiter Band. S. 348 V. 8035 ff.

<sup>6)</sup> Allgemeine Deutsche Biographie Bd. XXIII S. 395 ff.

<sup>7)</sup> Flögel, Geschichte der Hofnarren (Liegnitz 1789) S. 264. — Über Friedrich II. s. Allgemeine Deutsche Biographie Bd. VII S. 580.

<sup>8)</sup> Warton, The History of the English Poetry from the close of the XI to the commencement of the XVIII. century. (London 1824.) I, 2. S. 440.

<sup>9)</sup> Nouvelle Biographie générale. Band 27 (1858) S. 491. — Warton II, 230.

<sup>10)</sup> Allgemeine Deutsche Biographie. Zweiter Band. S. 570.

<sup>11)</sup> Geb. 1670; seit 1697 König von Polen. (Jarochofski, Geschichte der Regierung des Königs August II., Posen 1871.)

<sup>12)</sup> Im Münchener Hofgarten. Örtliche Skizzen und Wandelgestalten. Von Franz Trautmann. München 1884. (236 S.) S. 75.

<sup>13)</sup> Dass die ganze Erzählung Trautmanns freilich eine poetische Lizenz ist, die sich dieser hier, wie öfter, gestattete, hat schon Dr. Johannes Mayerhofer in seiner „Geschichte des Münchener Englischen Gartens“ (Jahrbuch für Münchener Geschichte, Band III auf S. 45 (Anm. 18) erwähnt, da Kaiser Franz München im Juli 1792, also zehn Jahre nach Etenhuebers Tod, besuchte.



<sup>14)</sup> Jahrbuch der Menschengeschichte in Bayern vom Professor Westender. Ersten Bandes Zweyter Theil. München 1783. Bey Johann Baptist Strobl. S. 244—258.

<sup>15)</sup> Lexikon verstorbener baierischer Schriftsteller. (1824.) Erster Band S. 153—155.

<sup>16)</sup> Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen. 2. Aufl. Vierter Band. I. Abteilung 1891. S. 61 (No. 40). — In der ersten Auflage ist Etenhueber noch nicht erwähnt.

<sup>17)</sup> Allgemeine Deutsche Biographie Bd. 31. S. 664—670.

<sup>18)</sup> Deutsche Romanzeitung I. Jahrgang (1864), 2. Band S. 781, 782, 783. — In den gesammelten Werken (E. Keil, Lpz., in 50 Bänden) Band 24, 25.

<sup>19)</sup> Allgemeine Deutsche Biographie Bd. 19. S. 183—195.

<sup>20)</sup> Der Heimgarten. Ein Haus- und Volksblatt mit Bildern. I. Jahrgang 1864. Herausgegeben von Dr. Hermann Schmid. (S. 105—108.)

<sup>21)</sup> Epist. II, 2, 51.

<sup>22)</sup> Ben Jonson, Every Man in His Humour. (Ed. W. Gifford, London 1816. I, S. 4.)

Though need make many poets, and some such  
As art and nature have not better'd much.

<sup>23)</sup> Voltaire. Sechs Vorträge von David Friedrich Strauss. Leipzig 1872. (3. Aufl.) S. 196.

<sup>24)</sup> A. a. O. S. 253. — So findet sich auch nur einiges in der „Bilderchronik der Königlichen Haupt- und Residenzstadt München“. Von Jos. Maillinger. München 1876. (I, 1000. 1025. 1031. 1035. 1037. 1040. 1253.)

<sup>25)</sup> Churbaierische Intelligenzblätter für das Jahr 1767. Mit Churfürstl. gnädigstem Privilegio. Herausgegeben von dem Churfürstl. Intelligenz- und Address-Comtoir in München. No 3. S. 24.

<sup>26)</sup> Patriotische Bemerkungen über den literarischen Zustand Baierns vorig- und gegenwärtiger Zeiten. Dem durchleuchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Karl Theodor, Pfalzgrafen bey Rhein, Herzoge in Baiern, des heil. R. Reichs Erztruchsess, und Kurfürsten etc. etc. gewidmet von Desiderius Schneid. München gedruckt und verlegt bey Johann Paul Jakob Vötter, churfürstl Hof-Akademie- und Landschaftsbuchdrucker 1778. (18 S.) S. 11. — Von Schneid, den die Allgemeine Deutsche Biographie u. a. nicht aufführen, stammt aus dem Jahre 1776 „Rede von den Grundsätzen eines Staatsmannes“ und ferner „Über den Werth des öffentlichen Anklägers“.

<sup>27)</sup> Diese Phrase lesen wir zu unserer Verwunderung oft genug. Das Intelligenzblatt 1775 S. 440 preist z. B. „unser aufgeklärtes Jahrhundert“; der „Zuschauer in Baiern“ (I, 3) fühlt sich „mitten in unsern aufgeklärten Zeiten“. Ja selbst aus den Klosterhallen klang es dem Kurfürsten (1775) bei einem Besuche entgegen: „Wir leben aufgeklärte Zeiten.“ (In der „Ode verfasst auf die höchste Gegenwart Sr. beyden Churfürstl. Durchlauchten aus Baiern, und abgesungen von den Wessobrunnischen Musen in dem Jahre 1775. Gedruckt zu Kloster Tegernsee“). Kann nicht ein späteres Jahrhundert daraus lernen?

<sup>28)</sup> Man vergleiche z. B., um aus vielen nur eines herauszunehmen:

Allerunterthänigstes treu und von Herten Wohlmeynendes Motiv-  
Praesent oder CANTJLEna zum Künfftigen Neuen Jahr und Ehr GLORJ  
VICTORI noch mehr Dem Allerdurchlauchtigsten Grossmächtigsten,



Unüberwindlichsten Sieg- und Glorreichsten Ertzt-Hauss von Oesterreich  
Mit gering und schlechten Carminibus, oder Reimen von einem bis in  
das Grab treu- devotest- allermindest- und unwürdigsten Dienerschafts-  
Gemüth in allersinnlichst- tiefesten Respect, und all-demüthigster Er-  
niederung verfasst, und herausgegeben.

Worinnen zu lesen, was in Böhmen und Mahren

Bisherr und jüngstens die Preussen erfahren.

Gedruckt im Jahre 1758. — Schreckliche Leichengedichte siehe auch z. B.  
im Churb. Intelligenzblatt 1773 S. 76 u. ö.

<sup>29)</sup> Gerusalemme liberata I, 11: che ne' primi era il secondo.

<sup>30)</sup> A. a. O. S. 253.

<sup>31)</sup> Das Fehlen eines solchen Eintrages überrascht und lässt fast annehmen,  
Etenhueber sei nicht in München geboren. — Folgende interessante Mit-  
teilung verdanke ich dem hochw. Herrn etc. Andreas Klotz: Als 1782 Eten-  
hueber ins Spital kam, trug er sich als 62jähriger Mann ein; er ist also 1720  
geboren (s. S. 10). Seinen Vater nannte er Matthias, seine Mutter Elisabeth.  
Nun war aber ein Ehepaar Matthias und Elisabeth Etenhueber, Wurzen-  
graberseheleute (die Frau eine geborne Hoffischer), in München, und das  
Pfarrbuch von St. Peter weist als deren Kinder auf: 1. Therese, geb. 25. Sep-  
tember 1725; 2. Matthias Karl, geb. 25. Februar 1727; 3. M. Elisabeth,  
geb. 23. September 1730. — Ein seltsamer Zufall!

<sup>32)</sup> Westenrieder ist böse auf die damaligen Schulen zu sprechen, die er  
„barbarisch“ nennt. (A. a. O. S. 245.) Vgl. auch seine „Beyträge zur Vater-  
ländischen Historie, Geographie, Staatistik“. Fünfter Band (1794) S. 214—297.

<sup>33)</sup> Jahrbuch der Menschengeschichte, Ersten Bandes Zweyter Theil S. 246.

<sup>34)</sup> Jahrbuch der Menschengeschichte, Ersten Bandes Zweyter Theil. S. 251.

<sup>35)</sup> Jahrgang 1772 No. 15. S. 252.

<sup>36)</sup> A. a. O. S. 247.

<sup>37)</sup> A. a. O. S. 252.

<sup>38)</sup> Jahrgang 1770. No. 20. S. 254.

<sup>39)</sup> A. a. O. S. 75.

<sup>40)</sup> Devotester Glückes-Wunsch Einer aufrichtig-Bayerischen Feder abgestattet  
Bey dem Höchst-erfreulichen Verlobniss-Feste des durchlauchtigsten Fürsten, und  
Herrn HERRN Ludwig Georg, Markgrafen zu Baaden, und Hochberg, ..... als  
Bräutigam; dann Ihro Königlichen Hoheit der Durchlauchtigsten Fürstin, und  
Frauen, FRAUEN Maria Josepha, In Ober- und Nidern-Bayrn, auch der obern  
Pfalz Herzogin, ..... als Braut. Verfertigt von Mathias Etenhueber.  
München, gedruckt bei Johann Christoph Mayr 1755. (4 S. in 2<sup>o</sup>.)

<sup>41)</sup> Jahrgang 1767. S. 69.

<sup>42)</sup> Jahrgang 1776. S. 190.

<sup>43)</sup> Materialien für die Sittenlehre, Litteratur, Landwirthschaft, zur Kenntniss  
der Produkte, und für die Geschichte alt- und neuer Zeiten. Mit Churfürstl.  
gnädigster Bewilligung als ein Beytrag herausgegeben von dem gnädigst privileg.  
Intelligenz- und Address-Comtoir. München 1773. S. 241—243.

<sup>44)</sup> Interessant, aber auch charakteristisch ist es, dass selbst Friedrich der  
Grosse, schon als er seinen hochgeschätzten Voltaire berief, meinte, „das  
heisse einen Hofnarren teuer bezahlen“. D. Strauss a. a. O. S. 131.

<sup>45)</sup> Wochenblatt IX No. 1 (4. Januar 1766).



- <sup>46)</sup> Freundliche Mitteilung des kgl. b. Archivrates Herrn Ernst v. Destouches.
- <sup>47)</sup> Num. I. Münchnerisches Wochen-Blat In Versen, Kriegs- Friedens- in- und ausländische Begebenheiten und Zufälle betreffend. Mit Gnädigsten Consens eines Churfürstl. Hochlobl. Hof-Raths Verfertigt, und herausgegeben von Mathias Etenhueber den 20 Jenner 1759.
- <sup>48)</sup> A. a. O. S. 249.
- <sup>49)</sup> Vgl. Jahrbuch für Münchener Geschichte Bd. III S. 98.
- <sup>50)</sup> Vgl. W. von Janko „Das Leben des k. k. Feldmarschalls Gideon Ernst von Laudon“. (Wien 1869.)
- <sup>51)</sup> Geboren 1705.
- <sup>52)</sup> 1737--1772. Neuestens von Michael Beer und von Heinrich Laube dramatisch bearbeitet.
- <sup>53)</sup> Z. B. Akt I, Sz. 12 u. ö.
- <sup>54)</sup> Über Massnahmen gegen den Kaffee in Preussen s. u. a. A. L. Schlözers Briefwechsel. Achter Theil 1781. S. 114, 115, 120 ff., 210, 213.
- <sup>55)</sup> Jahrgang 1767. S. 61 ff.
- <sup>56)</sup> Ebenda Jahrgang 1768. S. 175. — Ein Gedicht „Süssbezaubernder Kaffee“ siehe ebenda, Jahrgang 1775. S. 124.
- <sup>57)</sup> Auch bei Schlözer a. a. O. S. 99 heisst der Wein „der Poeten Pferd“.
- <sup>58)</sup> Siehe über Sterzinger Ausführlicheres in meinem Artikel über Andreas Zaupser. — Westenrieder, Beyträge (1788). Erster Band. S. 333 bis 346.
- <sup>59)</sup> Von Sterzinger sind alle Blätter voll; vgl. z. B. Intelligenzblatt Jahrgang 1767 S. 9 ff.
- <sup>60)</sup> Döllinger, Akademische Vorträge II, 399.
- <sup>61)</sup> Intelligenzblatt 1767. S. 156.
- <sup>62)</sup> Siehe meine Abhandlung über Andreas Zaupser.
- <sup>63)</sup> Medizinische Anmerkung über das Bier: aus Herrn Abbt Jacquins Abhandlung von der Gesundheit; ins Deutsche übersetzt von G. N. M. Doct. 1764.
- <sup>64)</sup> Vgl. Intelligenzblatt, Jahrgang 1777 No. 17. S. 164. „Lobgedicht in einem Märzenkeller“.
- <sup>65)</sup> Gödeke, Grundriss. 2. Bd. (2. Aufl. 1886.) S. 479—483.
- <sup>66)</sup> Shakespeare (Julius Caesar I, 2):  
Let me have men about me that are fat,  
Sleek-headed men.
- <sup>67)</sup> J. F. Castellis Gedichte (Wien 1848). Erster Band S. 113—115. — Vgl. dazu auch ebenda (I, 49) „In das Stammbuch eines magern Freundes“.
- <sup>68)</sup> Die gleiche Klage über die mangelhafte Erziehung, wie bei Etenhueber, führt das Intelligenzblatt Jahrgang 1771 S. 193.
- <sup>69)</sup> Die „Heseloia Tempe, nomine digna suo“ in Silvarum liber IX, Ode 27. V. 5 (Echo, in nemoroso viridiario, Heselo dicto, prope Monachium, feriis Augustalibus MDCXLIV). S. Jacobi Balde E Societate Jesv Sylvae Lyricae. Editio secunda auctior et emendatior. Coloniae Vbiorum 1646. S. 378. — Über Hesselohes s. in August Hartmanns trefflicher Abhandlung „Hans Hesselohers Lieder“ im fünften Bande von Vollmöllers Romanischen Forschungen (Erlangen 1890) S. 498 ff.
- <sup>70)</sup> Ovid. Trist. I, 9, 5 Donec eris felix, multos numerabis amicos;  
Tempora si fuerint nubila, solus eris.



<sup>71)</sup> Heroid. V, 149.

<sup>72)</sup> Eine hübsche Übersetzung des *Beatus ille* lieferte Joseph Spitzberger im Intelligenzblatt, Jahrgang 1777 No. 10 S. 100. — Über diesen (1742 bis 1822) s. Baader (a. a. O. II, 160. 161.). Er war ein geschickter Gelegenheitsdichter (u. a. Freudenlied der Bayern auf Napoleon I. 1806) und verdienstvoller Übersetzer (Vergils Aeneide 1796).

<sup>73)</sup> Im fünften Akte (erste Szene) von Gottscheds „Cato“ (Die deutsche Schaubühne, Erster Theil Lpz. 1742. S. 231 oder Lpz. 1757. S. 60) heisst es:

Ja Plato, Du hast recht, Dein Schluss hat grossen Schein!

Wahrhaftig! unser Geist muss doch unsterblich seyn!

Woher entstünde sonst das Hoffen und Verlangen,

Ein unaufhörlich Glück und Leben zu empfangen?

<sup>74)</sup> Ein wenig schmeichelhafter Vergleich. — S. Gottlieb Wilhelm Rabeners Satiren. Erster Teil. Carlsruhe 1775 S. 81. 275.

<sup>75)</sup> So (IV Nr. 13):

Avertissement: Ich habe mir zwar gänzlich vorgenommen den Augspurgeris. J. G. H. noch einmahl unter die Presse zu nehmen, allein die Erbärmnuss gegen einen so elenden Purschen, der noch nicht einmahl zu reimen gelehrt, und zufrieden sein muss, wenn er s. h. den Nachtstuhl der Musen austragen darf, hat mich billicher massen zurück gehalten.

<sup>76)</sup> II, Nr. 14: „Herr Schwerdlein, Universitäts-Buchdrucker in Dillingen, gebraucht sich dessen zu viel, indeme er mere Wochen-Blätter recht artig weiss nachzudrucken.“

<sup>77)</sup> Aufrichtige Gedanken in Versen, Als ein Neu Jahres Geschenke an den Hrn. Gross, Erlanger Zeitungsschreiber, Auf Veranlassung der in seinem Zeitungsblatt sub No. 153 mitgetheilten, sehr schmutzigen, halb Lateinisch, halb hotten-dotischen Zugabe. Unter dem Titul: Probe einer recht Heroischen Dichtkunst. Die Zueignung dieser ziemlich groben Schrift lautet also: Ad Erlangerum Novellistam ab amico sibi Fautore. (S. 4.)

<sup>78)</sup> Döllinger, Akademische Vorträge II, 399.

<sup>79)</sup> Schmeller-Frommann, Bayerisches Wörterbuch (1872) Bd. I. S. 870 und 1260 — Urgicht = Geständnis, besonders ein erzwungenes.

<sup>80)</sup> S. Jahrbuch für Münchener Geschichte I, 160; 173—183.

<sup>81)</sup> Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781. Sechster Band (Berlin und Stettin 1785) S. 763.

<sup>82)</sup> Abhandlung von dem Einfluss der Polizey, auf die allgemeine Glückseligkeit eines Staates . . . . (München 1773. Fritz). S. 14. — Vgl. Materialien für die Sittenlehre, Litteratur, Landwirthschaft . . . Burghausen 1773. S. 23 ff.

<sup>83)</sup> Frage woher doch bey jetzigen Zeiten eine so überaus grosse Zahl des Dieb und Raubergesindes komme, erwogen an dem Hinrichtungstage eines Vieh-Diebes, so durch das Schwert geschehen den 25 Jenner 1773.

<sup>84)</sup> Moralische Gedancken Über das Seelige Hinscheiden der Ehr- und Tugend-vollen Jungfern Anna Elisabetha Hofmanin, Stadtschreibers-Tochter in Laufen, Welche den 15 April 1761. im Zeichen der Jungfrau nach einer blutigen Noven mit heroischer Standhaftigkeit im 24<sup>ten</sup> Jahr ihres Alters seelig verschieden, und



von Acht weis gekleideten Jungfrauen zu Grabe getragen worden. Herausgegeben von Mathias Etenhueber. Mit Erlaubnuss Hoher Obrigkeit. München, gedruckt bei Johann Christoph Mayr, Stadt-Buchdrucker 1762. (8 T.)

<sup>85)</sup> So z. B.:

Lentè, seD VIoLentè CVnctator DaVnIVs aVsV gLorIoso faVente FortVna hostILes CopIas VICIt, prostrAVIt, CaepIt. Oder der Wachende Militarische Schläferling. Excitatus est quasi dormiens. Psalm. 77. (4 S.) München Mayr.

Fortsetzung des Martialischen Schläferlings, Oder Gloriosen Sieges der Österreichern. (4 S.) München Mayr.

Das in dem gefährlichen Kriegs-Sturm hin, und her wanckende Glück Europäischer Mächten Von einer Unpartheyischen Feder zum Trutz aller partheyischen Zeitungs-Richtern, und Hirn-rissigen Propheten abgescilderet Von M. E. (12 S.)

Extra-Blat. Frag: SoLL Dressden Vber seIn, oDer nICht? Ist eIn ZweIfel, der aber durch das Gespräch zweyer Zeitungs-Antagonisten Als Credibilis, und Incredibilis erörteret, und gehoben wird. (4 S.)

Ode auf die 19. 20, 21. November 1759 von Seiner Excellenz Tit. Hrn. General-Feld-Marschall Grafen von Daun erhaltenen Victoriä. Sammt einer Beschreibung des allhier in Dressden beschenehen Einzugs der Preussischen Generals, Staabs- Ober- und Unterofficiers, wie auch sämmtlicher gemachten Kriegs-Gefangenen. Gedruckt zu Prag im Jahr 1759. (8 S.)

Der Dichter ohne Gedicht, Oder: Der unpartheiische POET. (8 S.)

Des Dichters ohne Gedicht zweite PIECE, Oder Der unpartheyische POET. 1757. (8 S.)

Zufällige Gedancken Von einer dichtenden Feder bey jezigen Krieges-Läufe verfasst. (4 S.)

Das Europäische Kriegs-Theatrum Oder das veränderliche Glücke streitender Mächten (8 S.)

Beschluss der zwey herausgegeben Gespräche In dem Reich der Todten Oder: Das dritte und letzte Gespräch, Welches in einer Lustigen Unterredung Zwischen einem Panduren, Moroso einem Schulmeister aus Schlesien, und dem Herrn Indifferens bestehet. (8 S.)

<sup>86)</sup> Discurs Zwischen Einem Sachsen und Böhmen über den Am 14 October 1758 von der Kayserl. Königl. Armee unter Anführung Ihro Excellenz dess Herrn General Feldmarschall Grafen von Daun über die Preussen bey Kitlitz erfochtenen Herrlichen Sig. (S. 4).

Sieg Das Binde-Band Ihro Kayserl. Königl. Majestät MARIÆ THERESIÆ &c. &c. Von Ihro Excellenz dem Herrn General-Feld-Marschall Grafen von Daun Den 14 Oktober 1758. erwunschlichst dargereicht, und von Mathias Etenhueber Zum Verdruss aller Preussisch-Gesinnnten besungen. (4 S.)

<sup>87)</sup> Portrait dess Teutschen Hörmann, Oder Glorreichen Befreyers der Chur-Sächsischen Haupt- und Residentz-Stadt Dressden, Welche, wie auch das gantze Land drey Jahr hindurch unter dem feindlichen Joch geseuffzet. Vorgestellt in einer Poetischen Ode. Den 19 September 1759 (4 S.)

<sup>88)</sup> Das durch MARS und MORS in zweyfache Trauer gesetzte Sachsen-Land, mit beygefügtm Trost einer vielleicht baldigen Erlösung. (8 S.)

<sup>89)</sup> Etwas für Alle, oder allgemeiner Neuer-Jahres-Wunsch. An einen getreuen Freund für das 1761 Jahr. (4 S.)

<sup>90)</sup> Z. B. von Johann Maurer IX No. 51. 52.; X, No. 45.



<sup>91)</sup> Es wäre dies zunächst noch eine Ode auf Maria Amalia: Die Nacht bey Tage, oder lehrreich und zu gleich wehmüthigste Beurlaubung Ihrer Römisch Kaiserlichen Majestät verwittibten Mariae Amaliae . . . das Zeitliche mit dem Ewigen verwechselnd. „München 1756“ (Vgl. Note 107) und eine Trauerode auf Maria Anna Josepha 1776.

<sup>92)</sup> Life of Robert Southey, LL. D. Poet Laureat, &c. By Charles T. Browne (London 1854) S. 175.

<sup>93)</sup> Döllinger Akademische Vorträge II, 397.

<sup>94)</sup> IDEA BONI PRINCIPIS Oder Entwurff Eines Guten Fürsten an dem Höchst-erfreulichen Namens-Tag MAXIMILIANI JOSEPHI, . . . . . unsers Glorwürdigst-jetzt-regierend- und Gnädigsten Herrn, Herrns etc. dargestellt in einem Zwar mit geringer Feder, doch wahrhaft-patriotischen Eyfer abgefasst- unterthänigst- devotesten Glückes-Wunsch Von Mathias Etenhueber, Den 12<sup>ten</sup> Octobris Anno 1756. München, Gedruckt bey Johann Christoph Mayr. (4 S. in 2<sup>o</sup>).

<sup>95)</sup> Die ausnehmende Glückseeligkeit des Bayer-Landes An dem Allerhöchst- und erfreulichsten Namens-Tage, Sr. Churfürstl. Durchleucht in Bayern etc. MAXIMILIANI JOSEPHI unsers Allergnädigsten Landes-Regenten, Abgeschildert, und besungen Von Mathias Etenhueber Den 12<sup>ten</sup> Octobris Anno 1759. München, gedruckt bei Johann Christoph Mayr. (4 S. in 2<sup>o</sup> mit Vignette von Fr. Xav. Jungwirth).

<sup>96)</sup> Merkmahle schuldigster Ehrfurcht, und Liebe mittels eines Patriotischen Glück-Wunsches an dem Höchst-erfreulichen Namens-Tage Seiner Churfürstl. Durchlaucht in Bayern etc. MAXIMILIANI JOSEPHI, unsers Allergnädigsten Landesregenten, der Welt vor die Augen gelegt von Mathias Etenhueber, den 12<sup>ten</sup> Octobris Anno 1761. München, gedruckt bey Johann Christoph Mayr, Stadt-Buchdruckern. (8 S. in 2<sup>o</sup>).

<sup>97)</sup> Unterthänigster Glückes-Wunsch an dem Höchst- und erfreulichsten Namens-Tage MAXIMILIANI JOSEPHI . . . . . Unsers Gnädigsten Landes-Regenten. In tiefster Ehrfurcht abgestattet von Mathias Etenhueber. Den 12. October Anno 1762. München, Gedruckt bei Johann Christoph Mayr. (4 S. in 2<sup>o</sup>).

<sup>98)</sup> Wahrhafte Glückseeligkeit eines Land- und Volkes bey der höchst-löblichen Regierung eines der gütigst- gerechtst- und weisesten Fürstens an dem höchsterfreulichen Namensfeste Sr. Churfl. Durchlaucht in Bayern etc. MAXIMILIANI JOSEPHI, unsers gnädigst- und ruhmwürdigsten Landesherrn mittelst eines unterthänigst-patriotischen Glückwunsches entworfen von Mathias Etenhueber, churfürstlichen Hofpoeten den 12. October 1766. München, gedruckt mit mayrischen Schriften. (4 S. in 2<sup>o</sup>).

<sup>99)</sup> Unterthänigster Glückes-Wunsch An dem Höchst- und erfreulichsten Namens-Tage MAXIMILIANI JOSEPHI, . . . . . Unsers Gnädigsten Landes-Regenten. In tiefster Ehrfurcht abgestattet von Mathias Etenhueber. Den 12. October Anno 1763. München, gedruckt bey Maria Magdal. Mayrin, verwittibten Stadt-Buchdruckerin. (4 S. in 2<sup>o</sup>).

Unterthänigster Glückes-Wunsch An dem Höchst- und erfreulichsten Namens-Tage MAXIMILIANI JOSEPHI . . . . . Unsers Gnädigsten Landes-Regenten. In tiefster Ehrfurcht abgestattet von Mathias Etenhueber Churfürstl. Hof-Poeten. Den 12. October Anno 1764. München, (4 S. in 2<sup>o</sup>).



<sup>100)</sup> Wahrhafte Glückseeligkeit eines Land- und Volkes bey der Höchst löblichen Regierung eines der Gütigst- gerechtst- und weisesten Fürstens an dem höchsterfreulichsten Namens-Festin Sr. Churfl. Durchlaucht in Bayern etc. MAXIMILIANI JOSEPHI, unsers Gnädigst- und ruhmwürdigsten Landes-Herrn mittelst eines unterthänigst patriotischen Glückwunsches entworfen von Mathias Etenhueber, Churfürstl. Hofpoeten Den 12. October 1765. München Gedruckt mit mayrischen Schriften. (4 S. in 2<sup>o</sup>).

<sup>101)</sup> Die Macht der wechselseitigen Liebe als die stärkste Grundfeste aller Reiche der Welt an dem höchsterfreulichen Geburtsfeste Ihro Churfürstl. Durchlaucht in Baiern etc. Maximilian Josephs . . . Den 28 März 1772.

<sup>102)</sup> Aug. Hirsch hat in seinem „Biographischen Lexikon der hervorragenden Ärzte aller Zeiten und Völker“ dem „unwissenden“ Arzt (s. Allgemeine Deutsche Biographie Bd. 21 S. 30) keinen Artikel gewidmet.

<sup>103)</sup> Der beste Fürst in seiner ganzen Würde an dem höchsterfreulichen Geburts Tage Ihrer Churfürstliche Durchleucht in Baiern etc. Maximilian Josephs . . . betrachtet. 1773.

<sup>104)</sup> A. a. O. S. 83. 84.

<sup>105)</sup> Tugend, und Ehre in unzertrennlicher Verbindung betrachtet an dem höchsterfreulichen Geburtstage Sr. Churf. Durchlaucht in Baiern etc. Maximilian Josephs . . . Den 28 März 1774. (4 S. 2<sup>o</sup>).

<sup>106)</sup> Klagethränen bey dem unverhofft, und höchst schmerzlichen Hintritt und Versenkung in die Gruft Seiner Churfürstlichen Durchleucht in Baiern etc. Maximilian Josephs Vater des Vaterlandes etc. Vom Höchsten bis zum Niedrigsten vergossen und abgemalt von Mathias Etenhueber Den 8 Jenner 1778. (4 S. in 2<sup>o</sup>).

<sup>107)</sup> Nach Baader stammt von Etenhueber auch nachstehendes: Traurvolles Todten-Lied Über das So unverhofft, als schmerzliche Hinscheiden Ihro verwittibte- Röm. Kayserl. Majestät MARIE AMALIE CAROLI VII Glorwürdigsten Angedenkens Alldurchlauchtigsten Frauen, Frauen Gemahlin, Welches Mit allgemeinem Leydwesen den 11 Decembr. Anno 1756 In der Churfürstl. Haupt- u. Residenz Stadt München zwischen 11 u. 12 Uhr erfolgt. München, Gedruckt bei Joh. Christ. Mayr. — Der Dichter ist übrigens nicht genannt. (Er beginnt: „So muss denn auch die Majestät Um Staub u. Moder wissen.“).

<sup>108)</sup> Allgemeine Landes-Freude Über den unterm 5 Jenner 1760 beschehenen erfreulichsten Einzug In hiesig-Churfürstl. Haupt- und Residentz-Stadt München Friedrich Christian Leopolds, Königlich- Pohlnis. Cron- und Sächsischen Chur-Prinzens, Nebst Höchst- Dero Durchl. Frauen, Frauen Gemahlin, Und Königl. Familie etc. In einer ODE vorgestellt von Mathias Etenhueber. (4 S.)

<sup>109)</sup> Unterthänigster Glückwunsch An dem höchst erfreulichen Primitzfest Sr. königlichen Hochheit des durchlauchtigst königlich pohlnisch- und chur-sächsischen Prinzen, wie auch Bischoffen zu Freysing und Regensburg etc. gnädigsten Herrn, HERRN Clemens Wenceslaus, Welches unter allgemeinen Frolocken der churfürstlichen Haupt- und Residenzstadt München In der St. Michaeliskirche den 1<sup>sten</sup> des Maymonats 1764 feyerlichst begangen worden. In tiefster Ehrfurcht abgestattet von Mathias Etenhueber privilegiert Churfürstl. Hofpoeten. München, den 1<sup>sten</sup> May, 1764. (4 S. in 2<sup>o</sup>).

<sup>110)</sup> Schuldigstes Thränenopfer. Als die Glorwürdigst- Römisch- königliche Braut Josepha Maria, Unter Allgemeinem Leidwesen des Vaterlandes Ihre Reise



nach Wien den 17. Januar 1765 angetreten, In einer Abschiedsode allerunterthänigst abgestattet von Mathias Etenhueber, privil. Churf. Hofpoeten. München 1765. (8 S. in 8<sup>o</sup>).

Unterthänigster Glückwunsch, Und zugleich letztes Abschiedsopfer, Mit patriotischem Gemüthseifer abgestattet, Und, da Ihre Königliche Majestät Josepha Maria, Als höchstwürdigste Braut Josephi II. Römischen Königs, Allerhöchst Dero Abreise nacher Wien angetreten. In tiefster Ehrfurcht überreicht von Mathias Etenhueber, privilegierten Churfürstlichen Hofpoeten. München, den 17. Januar, 1765. 8 S. in 2<sup>o</sup> (Mit Kupfer von M. Hartwagner).

<sup>111</sup>) Die Mit allgemeinem Leidwesen Geendigte Allgemeine Freude, Als Ihre Röm. Kayserliche Majestät FRANCISCVS I. Herzog von Lothringen und Grossherzog von Florenz, etc. Während höchsterfreulichen Beylager des Allerdurchlauchtigsten Erzherzogs Leopold, etc. Mit Ihrer Königl. Hochheit Prinzessin aus Spanien, etc. Zu Inspruck den 18. Augusti 1765. Abends um 10 Uhr ganz unverhofft dieses Zeitliche verlassen, und das ewige Reich angetreten. Abgeschildert von Mathias Etenhueber, Churfürstl. Hofpoeten, Den 14. Septemb. 1765. München, Gedruckt bey Franz Joseph Thuille. (8. S. in 2<sup>o</sup>).

<sup>112</sup>) Klägliches Thränenopfer von dem ganzen Churfürstenthum Bayern u. aller Treu-ergebendsten Ständen mit betrübtesten Herzen abgelegt, als Ihre Majestät die glorwürdigst-romische Kaiserin etc. JOSEPHA MARIA . . . Den 28 May . . . zu der ewgen Krone übergegangen. 1767.

<sup>113</sup>) Mars, und Hymen zwe Haupt-Saulen des Allerdurchlauchtigsten Erzhauses Osterreich etc. Da Ihre Königliche Hochheit die Allerdurchlauchtigste Erzherzoginn Maria Antonia, Herzogs von Berry etc. Ludwig Augusts, Dauphins von Frankreich etc. Allerhöchst Dero Reise durch das Churfürstenthum Baiern nacher Frankreich fortgesetzt, mittels eines allerunterthänigsten Glückwunsches besungen von Mathias Etenhuber, Churfürstl. Hofpoeten. München den 26 April 1770.

<sup>114</sup>) Der grossmüthig, und höchst-auferbäuliche Hintritt Seiner Hochfürstlichen Durchleucht Herzogs in Baiern etc. Clemens Franciscus, erwogen bey dem dreytägigen Gottesdienst und aufgerichtetem Castro Doloris in der Kirche des heiligen Cajetans. Von Mathias Etenhueber Churfürstlichen Hofpoeten. Den 13. August 1770. (4 S. in 2<sup>o</sup>.)

<sup>115</sup>) Jahrgang 1770 S. 205.

<sup>116</sup>) Die Ausnehmende Grossmüthigkeit bei Begehung der höchsterfreulichen Hochzeit-Festinen Ihrer Excellenz des Hochgebohrnen Herrn Herrn Carl Joseph des heiligen römischen Reichs Grafen von Palm, Ihrer kaiserl. königl. Majestät . . . wirkl. Kammerer . . . und der Hochgebohrnen Freyfräule Josepha von Gumpenberg auf Pöttmess, in tiefester Ehrfurcht bewundert von Mathias Etenhueber Churfürstl. Hofpoeten. München den 18 August 1772. (4 S. in 2<sup>o</sup>.) — Ueber die Familie Palm s. bei Kneschke „Neues allgemeines deutsches Adelslexikon (1867) Bd. VII S. 41, 42. — Manz, Stammbuch (1865) Bd. III S. 130.

<sup>117</sup>) Reinhardstöttner, Aufsätze und Abhandlungen. Berlin 1887. S. 183.

<sup>118</sup>) Mehrere sind enthalten in 2<sup>o</sup> Bavar. 950, II, 33 der kgl. Hof- und Staatsbibliothek.

<sup>119</sup>) Honorabler Abzug der zahlreichen Fleischmannischen GARNISON Aus der Citadelle Kuchenburg; da selbe An die Troupen des (Titl.) Herrn General Wallersee und dessen hohe Alliirte per Accord übergangen. Zur Fast-Nacht-Zeit



In einer Schlittenfahrt Von denen Herren Studenten zu München vorgestellt Anno 1751. (20 S.)

<sup>120)</sup> I, 7. (Quinque dies tibi.)

<sup>121)</sup> Satir. I, 4, 33.

<sup>122)</sup> Inferno V, 121: „Nessun maggior dolore,  
Che ricordarsi del tempo felice  
Nella miseria.“

<sup>123)</sup> A. a. O. S. 248.

<sup>124)</sup> K. Nagler, Neues Allgemeines Künstlerlexikon. VI. Bd. S. 509; Seubert, Allgemeines Künstlerlexikon. (Stuttgart 1879.) II, 312.

<sup>125)</sup> Das Erneuerte Alterthum Bestehend in 12. Portrait mit beygetruckt Latein. und Teutschen Versen von Mathias Etenhueber Poeta München in verlag bey Fr. Xav. Jungwierth Chur-Bayr. Akademie Kupfferstecher. 1763. (24 S.)

<sup>126)</sup> Shakespeare, König Heinrich der Vierte. Erster Teil. Akt V, Szene 1.

<sup>127)</sup> Nagler, a. a. O. Bd. XVI S. 552; bei Seubert nicht aufgeführt. Von ihm sind u. a. die Bilder des Dichters Schubart, P. Sterzingers und — des bayerischen Hiesels.

<sup>128)</sup> Nagler, a. a. O. VI. 509.

<sup>129)</sup> Westenrieder, a. a. O. S. 247.

<sup>130)</sup> Siehe meine Abhandlung über Andreas Zaupser.

<sup>131)</sup> Patriotische Ermunterungs-Ode bey der höchsterfreulichen Wiederkunft und dem triumphierlichen Einzuge des Durchlauchtigsten Fürsten, und Herrn, Herrn Carl Theodors, Herzoges in Baiern, Pfalzgrafen bei Rhein, des Heil. Röm. Reichs Erztruchsess, und Churfürstens etc. etc. in die Churfürstl. Haupt- und Residenzstadt München, verfertigt von Mathias Etenhueber. 1778. (8 S.)

<sup>132)</sup> A. a. o. S. 244.

<sup>133)</sup> A. a. o. S. 251.

<sup>134)</sup> Das sich beschwerende Baiern. In einer Ode. 1878. (8 S.)

<sup>135)</sup> 1722—1790.

<sup>136)</sup> A. a. O. S. 254.

<sup>137)</sup> A. a. O. S. 255.

<sup>138)</sup> A. a. O. S. 258.

<sup>139)</sup> Vgl. Brief des Sir Georg R— an seinen Freund Sir Carl B— über die Bayrschen Angelegenheiten. Aus dem Englischen. London. 1778 (16 S.)

<sup>140)</sup> Das durch schweren Krieg Bedrückte Deutschland. Oder: Herzlicher Wunsch, zur Vereinigung der im harten Krieg befangenen hohen Potentaten. (Vignette: PAX. Si non pace datur, dabitur reparabilis armis Sed cedant gladii, vincat oliva potens.) Verfasset von Matthias Etenhueber, Churfürstl. Baier. Hofpoeten. 1779. (8 S.)

<sup>141)</sup> Das Pferde-Rennen eine zur Ermunterung des Baierischen Volkes von Sr. Churfürstlichen Durchleucht Karl Theodor unserm gnädigsten Landesvater etc. den 20 July 1779 gegeben- und von Mathias Etenhuber besungene Lustbarkeit. (8 S.)

<sup>142)</sup> S. Sepp, Der Bayernstamm. München 1882. 2 Afl. S. 208. — Ähnlich bei Döllinger, Akademische Vorträge II, 395.

<sup>143)</sup> S. in meinem Andreas Zaupser (Anm. 193).



<sup>144</sup>) München in Rom. Oder: Ewiges Gedächtnissfest der schmerzvollsten Abreise Sr. päpstlichen Heiligkeit Pius des Sechsten, welche den 2 May 1782, bey einer unbeschreiblichen Menge Volkes, und Paradierung hiesiger Kurfürstl. Garnison-Regimenter, und sämtlicher Bürgerschaft zu Pferd und Fuss, zwischen 8 und 9 Uhr frühe erfolgt, und mit einem patriotischen Segenswunsche begleitet worden von Mathias Etenhueber. München, gedruckt mit Vötterischen Schriften. (4 S. in 2<sup>o</sup>.)

<sup>145</sup>) Siehe in meinem Andreas Zaupser (Anm. 194).

<sup>146</sup>) A. a. O. S. 258.

<sup>147</sup>) Freundliche Mitteilung der Städtischen Krankenhausverwaltung München l/I. durch gütige Vermittelung des Herrn I. Stadtpfarrkooperators Andreas Klotz.

<sup>148</sup>) Eintrag im Krankenbuch: den 23 7bris im Hl. verschieden †.

<sup>149</sup>) No. 150. S. 604.

<sup>150</sup>) Freundliche Mitteilung des hochw. Herrn ersten Stadtpfarrkooperators Andreas Klotz.

<sup>151</sup>) W. E. Drugulin, Allgemeiner Portraitkatalog. Lpz. 1860. S. 210 (No. 5593). J. Weiss sculp.

<sup>152</sup>) Geb. zu Posen 1721; gest. 1797. — Nagler, a. a. O. X, 309. Seubert, a. a. O. III, 4.

<sup>153</sup>) A. a. O. S. 251.

<sup>154</sup>) A. a. O. S. 245.

<sup>155</sup>) A. a. O. S. 246.

<sup>156</sup>) A. a. O. S. 247.

<sup>157</sup>) A. a. O. S. 253.

<sup>158</sup>) Im Hofgarten. S. 29.

<sup>159</sup>) v. Kluckhohn, Bayerische Bibliothek Bd. 12. Vorwort (nach J. M. Schöberl).

<sup>160</sup>) Jahrbücher S. 253, 254.

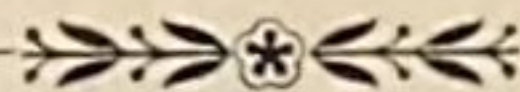
<sup>161</sup>) A. a. O. S. 251.

<sup>162</sup>) Des Lawrence Sterne (1713—1768).

<sup>163</sup>) A. a. O. S. 255.

<sup>164</sup>) Wochenblatt XI, No. 34.

<sup>165</sup>) Ständige Rubrik in Westenrieders Jahrbüchern. (Nekrologe.)













Karl Bögl.







Reinhardstöttner, Karl <<von>>,

Der kurfürstlich-bayerische Hofpoet Matthias Etenhueber Sep.-Abdr. aus d.  
'Forschungen zur Kultur- u. Literaturgeschichte Bayerns.' I. Buch

München 1893

4 Bavar. 1502 i

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11474614-5